

I

EIN BLATT

EDITION

HERAUSGEGEBEN

MOTTO:

Und immer wiederum
Erweiset sichs voll Klarheit,
daß immerdar doch siegt —
die hehre Kraft der Wahrheit!

Willst mit kleinen Winkelzügen
Gott und Menschen du belügen,
Sieh, so wird sichs stets so fügen —
Daß du dich wirst selbst betrügen.

Nur die, so da mutig wagen,
Frei zu stehen allen Fragen
Und, vor Folgen ohne Zagen,
Sich und Andern wahr zu sagen,

Leben rein in Geistesklarheit,
Freudig ihrer Offenbarheit.
Denn es bricht Vorurteils Starrheit —
Siegreich stets die kühne Wahrheit!

MAURUS.

Motto von Maurus o S.
„Dein Sturmpanier!“ o
Malz o Seite 87 o „Ste-
leiste von Felix Malz o
o „Mignon“, Kopfleist-
Adolf Brand o Seite 9
Liebe“, Gedicht von A.
W. von Gloeden o Se-
Luca della Robbia, m
Steglitz o Seite 102 o
II. Teil: Renatus
Michelangelo, Kühs
in Steglitz o Seite 10
„Dolabella“, Kunstblatt
Hadrian o Seite 119 o
Seite 120 o Kopfvignette
Hans Benzmann o Seite
o „Vier Poesien von A.
Seite 137 o Vignette
schütze“, Kunstblatt v
von W. von Gloeden
Seite 145 o Bücher u

Jahres-Abonnements ne
für die zwölf Monats-
Einzelnummern sind f

DER EIGENE
EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR, KUNST
UND LITTERATUR

HERAUSGEBER: ADOLF BRAND o CHARLOTTENBURG.

FEBRUAR 1903

wiederum
is voll Klarheit,
doch siegt —
ift der Wahrheit!

MAURUS.

INHALT:

Motto von Maurus o Seite 82 o Kopfleiste aus dem Atelier Hiebel zu Bruck o Seite 85 o „Dein Sturmpanier!“ Gedicht von Hans Benzmann o Seite 85 o Kopfleiste von Felix Malz o Seite 87 o „Sterben in Schönheit“, Novelle von Caesareon o Seite 87 o Schlussleiste von Felix Malz o Seite 95 o „Beim Feste“, Gedicht von Emanuel Geibel o Seite 96 o „Mignon“, Kopfleiste von W. von Gloeden o Seite 97 o „Raphael“, Gedicht von Adolf Brand o Seite 97 o „Im Kerker“, Gedicht von Adolf Brand o Seite 99 o „Neue Liebe“, Gedicht von Adolf Brand o Seite 100 o „Hirte am Brunnen“, Kunstblatt von W. von Gloeden o Seite 101 o „Singende Knaben“, Zierleiste nach einem Friese von Luca della Robbia, mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz o Seite 103 o „Der schöne Jüngling in der bildenden Kunst aller Zeiten“, II. Teil: Renaissance bis Raffael, Aufsatz von Dr. Kieler o Seite 103 o „David“ von Michelangelo, Kunstblatt, mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz o Seite 109 o „Am Rhein“, Gedicht von Nikolaus Lenau o Seite 115 o „Dolabella“, Kunstblatt von W. von Gloeden o Seite 117 o „Dolabella“, Gedicht von Hadrian o Seite 119 o „Die Homoerotik in der Weltlitteratur“ von Johannes Gaulke o Seite 120 o Kopfvignette aus dem Atelier Böhme o Seite 133 o „Judas“, Gedicht von Hans Benzmann o Seite 134 o „Christus“, Kunstblatt von Wulf Schwerdtfeger o Seite 135 o „Vier Poesien von André Dalio o Seite 137 o Kopfleiste dazu von Felix Malz o Seite 137 o Vignette auf Seite 139 und Seite 142 von André Dalio o „Der Bogenschütze“, Kunstblatt von Richard Müller o Seite 143 o „Im Dünensande“, Kopfleiste von W. von Gloeden o Seite 145 o „Gewitternacht“, Novelle von Hanns Fuchs o Seite 145 o Bücher und Menschen o Seite 151 o



Jahres-Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen zum Preise von **12 Mark** für die zwölf Monats-Hefte, deren Gesamtinhalt 50 Druckbogen umfassen wird. Einzelnummern sind für **1.50 Mark** zu beziehen.

VERLAG: MAX SPOHR o LEIPZIG.

6*



GALLUS

G. HIEBEL ZU BRUCK

DEIN STURMPANIER!

So fröhlich schwingst du dein Panier,
Du deines Geistes Sturmpanier!
In deinem Rückgrat Löwenmark,
In deinem Herzen Siegfriedsblut,
Dünkst du dich aller Welten stark,
Dünkst du dich Göttern gleich und gut
Und schlägst der Menge ins Gesicht,
Die gegen dich mit Nadeln ficht!

Und gehst und hebst dein Sturmpanier!
Blut blitzt als deines Hauptes Zier,
Das deine Dornenkron durchsticht!
Du hebst das Adlerauge, das nicht
In deinen blutigen Tränen bricht,
Zu deinem heiligen Sonnenlicht!
Du willst und kommst zur höchsten Höh,
Du Kämpfer, nach Gethsemane . . .

Und gehst und hebst dein Sturmpanier!
Wie Tauben flattert über dir!
Frohlockend klingt dein Siegeslied,
Klingt deiner Lebensfreude Psalm!

O, daß dich nicht zur Tiefe zieht
 Vor deiner Höh der letzte Halm,
 Daß du bis oben göttlich bleibst
 Und nicht in Nebeln niedertreibst!

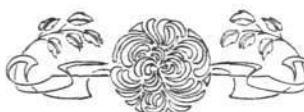
Halt fest dein stolzes Sturmpañier,
 Dein Engel flattert über dir!
 O, daß dir nicht sein Schwert der Schmerz
 In deine heißen Hände legt,
 Daß du es bohrst ins eigne Herz,
 Worin der Erdenwurm sich regt,
 Der Wurm der Reue und der Schuld,
 Der heißen Todesgeduld — — —

Und stirbst, ein Held und Heiland Dir,
 Dich deckend mit dem Sturmpañier! . . .

HANS BENZMANN.



STE



So schaute ich
 Wogen zu.
 Ohne A
 zurück —
 sich wie in wilden
 Spiele sprach die
 Wie ein ewig
 Es brachte Kunde
 „Ewigkeiten v
 du gegen uns, die
 faßt dein klägliche
 So rauschte
 Abend, noch eind
 Nachts: wenn die
 schwarz, mit weis
 Augen, lang die ka
 Mir waren es
 Schlummer erblic
 ihr Rauschen wie
 Wochenlang
 streifte mein Blick

* Erste Schrift
 Vorwort des Verfass
 No. 1 des Eigenen



STERBEN IN SCHÖNHEIT*.

Erinnerung! o hülle in Schönheit dies durstende Herz mir —
Und Sehnsucht, du wiege in Träume mich ein!
Zaubre die seligsten Stunden, ach, mir aus dem Einst zurück,
O lasse in Träumen mich lieben, was ich im Leben geliebt!
CAESAREON.

So schaute ich wochenlang draußen auf dem Lido den stürmenden Wogen zu.
Ohne Anfang, ohne Ende schäumten sie heran und kehrten zurück — in allen Tönen, in allen Farben — und versanken in sich wie in wilden Träumen. Aus diesem immer gleichen, immer neuen Spiele sprach die Ewigkeit.

Wie ein ewiger Mahnruf erklang dieses Prasseln und Schäumen. Es brachte Kunde von erlebten Ewigkeiten:

„Ewigkeiten vor dir, Ewigkeiten nach dir! Träumender, was bist du gegen uns, die Unendlichen? Welches Atom von unserer Zeit umfaßt dein klägliches Bestehen?“

So rauschte es, so wogte und stürmte es vom Morgen bis zum Abend, noch eindringlicher des Nachts, wenn alles sonst schwieg. Des Nachts: wenn die Wogenberge gleich Gespensterheeren heran zischten, schwarz, mit weißen, zerschlissenen Kappen und grünen, schillernden Augen, lang die kalten Arme reckend und mit hohlem Gegurgel versinkend.

Mir waren es Tag und Nacht die gleichen Freunde. Noch im kurzen Schlummer erblickte ich kämpfende, sich bäumende Wogen und hörte ihr Rauschen wie Märchengesänge in meine Träume klingen.

Wochenlang hatte mein Fuß Venedigs nahe Ufer gemieden. Kaum streifte mein Blick einmal den weißen Kai oder den hochragenden Campanile,

* Erste Schrift aus dem Zyklus „Sein Name ist Schönheit“, zu welchem ich das Vorwort des Verfassers unter der Überschrift „Ein Wort voraus an die Besseren“ in No. 1 des Eigenen brachte. ADOLF BRAND.

den alten, roten Freund. Nur das ewige Meer, die ewige, rauschende, schillernde Pracht vor mir war meiner Blicke unverändert Ziel.

Es war ein verzücktes Versinken in weiche, wonnige Tiefen seligster Melancholie. Es war ein Allesvergessen, es war der große, ersehnte Friede, ein endliches Ausruhen der irrenden Seele. — In jahrelangem, verzweifeltem Fliehen durch diese Welt habe ich diesen Frieden gesucht. An meinen Fersen heftete die Qual endloser Enttäuschung. Übersättigt bis zum Ekel, hungrig bis zur Verzweiflung, verfiel meine Seele dumpfer Resignation. Ich wanderte weiter — ohne Ziel.

Hoffnungslos. —

Vergraben am Meeresstrande, umtost von rauschenden, farbigen Wassern, entdeckte meine Seele in diesen Ewigkeitszeugen das flehend ersehnte Kleinod: Frieden. Nun trank ich süßen Frieden, schlürfte Vergessenheit, berauschte mich im Schauen — umschleirte mich mit seliger Melancholie. Das war nun endlich Frieden.

Ich wurde des Schauens nicht müde, ich wähnte diese Seligkeit — wie die ewige — ohne Ende. Ich hoffte aus dieser in jene unmerklich hinüberzugleiten, unmerklich in diesem Anblick zu sterben und dann ewig zu sein wie diese Wasser. — Aber es kam ein Ende.

Ein berauschender, herrlicher Frühlingstag neigte sich zum Verblassen. Hinter der langgestreckten, weißen Isola Maggiore schien die Sonne in die Lagune hinabzutauchen. Die marmorne Chiesa della Salute war in ein Meer von Gold gesunken. Gigantische Strahlen umkränzten ihre Kuppel wie mit einem Heiligschein und spielten am hohen Portale und auf den weißen Stufen. Davor die Lagunen schimmerten in tausend Farben, drüben dunkel metallen, hier blendend golden. Und alle diese Töne vibrierten sanft ineinander wie schwingende Harfensaiten. Eine Pracht ohne Gleichen!

Das sah ich vom Dache meines Hauses an. Ich wandte mich dann dem Meere zu:

Flüssiges Gold wogte heran, die Schaumkronen waren zu Brillanten geworden. Ich war geblendet. Das war nicht irdisch mehr, das waren Schätze aus allen Ewigkeiten, aus allen Weiten zusammengetragen. Und nun rollten sie hier heran, gleißend, ganze Meere von Gold, Gestein und Perlen.

Ich eilte hinab; ich glaubte, daß in diesem Anblick nun das erträumte Sterben sei, daß so die Seligkeit des Himmels ihren Anfang nehme. Ich wähnte, diese Wellen sollten mich hinübertragen zum Ursprung aller Herrlichkeit: zum ewigen Frieden.

Ich bot mich ihnen. Um meine Füße spielten säuselnd die flachen Vorläufer der hohen goldenen Wogen, die bis dicht ans Gastade herantraten. Einen Moment standen sie aufrecht vor mir, wie Mauern. Wohlan! Dahinter breitete sich die Seligkeit, ich faßte zu: — — zischend

brach der goldene Antlitz.

Immer neue standen aufrecht jede wich schütte erbeben, schauder berden der Verac und selig zu wer

Das war das

Das war das
Nun brach die w
Fort!

— — —
Ich eilte die eines mich hinü die weißen Flies

Piazza San M welches Wieders Schatten — wie die hundert enge Brücken, durch doch alles bekai

Auf dem Po auf den breiten,

Oben, wo de lag das Musik Flammen schmü sich auf Deck

Serenata!
O Serenata

Wort. Serenata
Heil! O Erlösu

O melanch Über die s Canareggio da Ausrufezeichen.

Die locken Ich ging hinab „Gondole!
zend weichen die erste.

Die Gond zugewendet.

wige, rauschende,
Iert Ziel.
re Tiefen seligster
r große, ersehnte
In jahrelangem,
Frieden gesucht.
nung. Übersättigt
ne Seele dumpfer

chenden, farbigen
eugen das flehend
ten, schlürfte Ver-
e mich mit seliger
diese Seligkeit —
n jene unmerklich
ben und dann ewig
h zum Verbllassen.
nen die Sonne in
ella Salute war in
änzten ihre Kuppel
n Portale und auf
in tausend Farben,
d alle diese Töne
iten. Eine Pracht
wandte mich dann

varen zu Brillanten
i mehr, das waren
nengetragen. Und
von Gold, Gestein

blick nun das
mels ihren Anfang
bertragen zum Ur-
uselnd die flachen
ins Gastade heran-
ie Mauern. Wohl-
: — — zischend

brach der goldene Berg zusammen, spritzender Schaum näßte mein Antlitz.

Immer neue Mauern strahlenden Goldes drangen vor, immer neue standen aufrecht — jeder streckte ich flehend die Arme entgegen — jede wich schüttelnd, verneinend. Meine klägliche Nichtigkeit ließ sie erbeben, schaudern, entsetzen. Sie lehnten mich ab, sie schnitten Geberden der Verachtung: mir war nicht bestimmt, in Schönheit zu sterben und selig zu werden. Mir schauderte. —

Das war das Ende. —

Das war das Ende des Friedens, der Anfang neuer Enttäuschungen. Nun brach die wilde Flucht wieder an und das ruhelose Suchen.

Fort!

— — — — — Ich eilte die lange Straße hinab zum Landeplatz der Batelli, deren eines mich hinübertrug zum Molo Riva degli Schiavoni. — Fort über die weißen Fliesen, fort im Dämmerlicht.

Piazza San Marco, holdes Heiligtum, Campanile, Chiesa, Pallazzi — welches Wiedersehen? Nun hüllt die Nacht euch ewig Prangende in Schatten — wie die dumpfe Schwermut meine lechzende Seele. Durch die hundert engen, dunstigen Gassen, über die marmornen, zahllosen Brücken, durch das schreiende, bunte, faule Volk fort! Alles fremd und doch alles bekannt! Alles geliebt! Ach, wunde Seele, wohin?

Auf dem Ponte di Rialto wogte die drängende Menge und sah hinab auf den breiten, schwarzen Kanal, kommender Dinge harrend.

Oben, wo der Kanal Canareggio sich mit dem Kanal Grande verbindet, lag das Musikschiff bereit zum Beginn der Serenata. Tausend bunter Flammen schmückten es und schon hatten die Sänger und Musikanten sich auf Deck versammelt.

Serenata!

O Serenata! Wie in süßer Trunkenheit stammelte ich dieses geliebte Wort. Serenata, heiligstes Heiligtum, o Serenata di Venezia, rettendes Heil! O Erlösung!

O melancholische Serenata!

Über die spiegelnde Pracht des bunten Schiffes schaute vom Kanal Canareggio das schwarze, enge Ghetto herüber. Wie ein drohendes Ausrufzeichen.

Die lockende Serenata hatte mich in ihren Zauberbann gezogen. Ich ging hinab, eine der schwarzen Gondole zu besteigen.

„Gondole! Gondole! Gondole!“ tönte es wie immer im schmelzend weichen Venezianisch. „Gondole!“ von allen Seiten. Ich stieg in die erste.

Die Gondola stieß ab, ich saß mit dem Rücken dem Gondoliere zugewendet.

Die sanften Wellen wiegten meinen gehetzten Leib, wie freundliche Träume eine zerstörte Seele. Und ich dachte an meine Freunde draußen: an die ewigen, an die brandenden Meereswogen, an die Schätze im Sonnengolde. Sie hatten mich verschmäht. —

„Zur Serenata?“ fragte über mir eine sanfte Stimme, so sanft und schmeichelnd, daß ich jäh aus meinen Träumen auffuhr. Ich lehnte mein Haupt tief zurück und sah auf:

Hinter mir stand der Gondoliere. Über mir bewegte sich seine elastische Gestalt in rüttischen Schwingungen. Sein dunkles Auge glühte, Lichter spiegelten sich darin. Seine junge, sonnengebräunte Brust wogte unterm offenen, blauen Hemd. Über die hohe Stirn quoll schwarzes Lockenhaar, der breite Hut lag zu seinen Füßen. Ein schlanker, herrlicher Jüngling, wie nur Italiens glühende Sonne sie erblühen läßt, war es, der fragte: „zur Serenata?“

Seine weiche, tiefe Stimme gab ein Klingen wie melancholische Sehnsuchtsmelodien. Sie klang in der Seele nach. —

Die Serenade begann. Die Musik spielte eine glühende Volksweise. Wie heiße Tränen fielen die Töne auf meine weinende Seele. Langsam durchfurchte das leuchtende Sängerschiff den Kanal, hunderte der schwarzen Gondeln schoben sich lautlos dahinter und füllten die Wasserstraße in ihrer ganzen Breite. Von den Balkonen der alten Marmorpaläste loderte bengalisches Feuer in glühenden Farben zum Nachthimmel auf. Silhouettenhaft hoben sich die rudernden Gondoliere vom grellen Lichte ab.

„Zur Serenata?“

Ich hatte noch immer meine Blicke nicht von dem Fragenden getrennt. Mein Kopf glühte, meine Seele brannte — ich konnte nicht fortsehen. Mein Auge klammerte sich an ihn und ich konnte nicht reden. Es war Wahnsinn, Iodernder, rasender Wahnsinn — wie das Haschen der goldenen Wogen draußen.

Es war Neid! Alles in ihm, an ihm: sprühend, strahlend — Leben, Jugend, Feuer. Das wollte ich aus ihm saugen: für mich! Es brannte auf meiner Seele wie ein verzehrendes Feuer.

Und diese glühenden Lippen lächelten buhlerisch süß:

„Zur Serenata?“

Drei Worte preßten sich endlich tonlos dumpf durch meine Lippen: „Auf die Lagune!“

„Auf die Lagune?“ — tönte es weich in zaudernder, erstaunter Frage zurück. Lippen und Augen lächelten, sein ganzes Wesen schien ein weiches, warmes, strahlendes Lächeln. Dieses Lächeln war der Triumph der Schönheit und Kraft über die Armut und Armseligkeit des Lebens.

„Auf die Lagune!“ befahl ich und mein Kopf sank vor, meine Blicke rissen sich los. — Nun sah ich ihn nicht mehr. —

Mit kräftigen
glitten geräuschlos
offene Lagune.

Schwarz und b
ein Schweigen wie
Toteninsel, wo unt

Der Mond trat
über die dunklen V
neben mir im Was
der Gondoliere!

Wir näherten u
Festland mit Vene

Ein Zug keuc
das Schweigen der
raste das Spiegelb
Schlange.

Wieder sahen
befriedigt, ihr Ziel
Draußen bei t

Ich ließ mein
Augen. So sah ic
durch meine Lider
sich beim Rudern

Ich schlug die
Dicht über r
gingen darin unte
Arme empor, die
Er senkte si
lechzenden Lippe
„Ach!“ —

— — — —
„Zur Serenat
ausstieß. Ich ers

„Zur Serenat
Wie ein flüst

„Zur Serenat
Ich setzte m
ihn voll an.

Er stand ho
Silberlicht des
Lächeln. Trium
Wie ein Go
Ich starre it

, wie freundliche
Freunde draußen:
n die Schätze im

ne, so sanft und
Ich lehnte mein

e sich seine elas-
kles Auge glühte,
iunte Brust wogte
quoll schwarzes
schlanker, herr-
blühen läßt, war

e melancholische
ende Volksweise.
Seele. Langsam
hunderte der
tilten die Wasser-
r alten Marmor-
ben zum Nacht-
Gondoliere vom

m Fragenden ge-
ich konnte nicht
ich konnte nicht
isinn — wie das

rahrend — Leben,
ich! Es brannte

süß:

ch meine Lippen:

, erstaunter Frage
esen schien ein
war der Triumph
keit des Lebens.
vor, meine Blicke

Mit kräftigen Stößen schwenkte er seine Gondola herum. Wir glitten geräuschlos den Kanal hinauf, an der Stazione vorüber, in die offene Lagune.

Schwarz und bewegungslos lag die weite Flut vor uns. Es herrschte ein Schweigen wie draußen auf dem Camposanto, auf der feierlichen Toteninsel, wo unter grauen Marmorhügeln die Entseelten schlummern.

Der Mond trat aus den Wolken und warf sein bleiches Zerrbild über die dunklen Wasser. Weißes Licht flutete über uns. — Ich sah neben mir im Wasser einen gigantischen, sich schwingenden Schatten: der Gondoliere!

Wir näherten uns der mächtigen, endlosen Eisenbahnbrücke, die das Festland mit Venedigs Inseln verbindet.

Ein Zug keuchte heran. Das Getöse der Brückenfahrt durchtobte das Schweigen der Nacht wie Meeresbrandung. Über die metallene Flut raste das Spiegelbild des erleuchteten Nachtzuges wie eine glühende Schlange.

Wieder sahen Hunderte aus aller Welt die Sehnsucht ihres Lebens befriedigt, ihr Ziel erreicht. Sie waren in Venedig!

Draußen bei uns auf der Lagune war es wieder still.

Ich ließ mein Haupt über die Lehne zurücksinken und schloß die Augen. So sah ich ihn nicht. Doch ich fühlte seine glühenden Blicke durch meine Lider dringen. Ich spürte seinen heißen Hauch, wenn er sich beim Rudern weit vorbeugte.

Ich schlug die Augen auf.

Dicht über meinem Antlitz loderten seine Augen — meine Blicke gingen darin unter. Ich sah nichts mehr. Ich streckte kramphaft die Arme empor, die seinen Nacken berührten.

Er senkte sich tiefer herab. Er senkte sich herab bis auf meine lechzenden Lippen. — Sein Atem drang in meine Seele.

„Ach!“ —

— — — — — „Zur Serenata!“ schrie ich. Es war ein gellender Schrei, den ich ausstieß. Ich erschrak. Ich flehte, ich bebte:

„Zur Serenata.“

Wie ein flüsterndes Echo klang es von seinem Munde zärtlich zurück:

„Zur Serenata?“ —

Ich setzte mich auf den ihm gegenüberstehenden Sessel und sah ihn voll an.

Er stand hoch über mir. Seine schlanke Schönheit überflutete das Silberlicht des Mondes. Seine Züge verklärten sich in glückseligem Lächeln. Triumph leuchtete aus seinen Sternenaugen.

Wie ein Gott!

Ich starrte ihn an. Ich mußte ihn anstarren, meine Blicke ließen sich

nicht wenden. Er hatte aus meiner Seele die Ewigen vom Lido gedrängt. — —

Unterm Ponte di Rialto erreichten wir die Serenata. Unsere Gondola schob sich sanft zwischen die anderen. Langsam, kaum merklich gleitete der ganze Zug mit dem leuchtenden Sängerschiffe in der Mitte vorwärts.

Niemand geht es ja zu langsam. Jeder will in tiefen, tiefen Zügen dieser nächtlichen, zauberischen Schönheit einziges Schauspiel in sich aufnehmen. Niemand wird dessen satt. —

Um uns ein Meer leise sich wiegender, schwarzer Gondole, alle mit funkeln den Lichtern. Leuchtendes Feuer von den Palästen, vom Schiffe melodische Klänge und glühender Sang, eine Menschheit voll Freude und Glückseligkeit und doch — über alles ein zarter Schleier von Melancholie gebreitet.

Das ist die Serenata! —

Um Mitternacht erreichten wir die Mündung des Kanals. Vor dem Palazzo ducale endete die Serenata.

Menschen und Gondole und Lichter verloren sich.

Fragend blickte mich mein Gondoliere an:

„Wohin?“

„Nach dem Lido.“

„Nach dem Lido, noch diese Nacht? Wir allein? Das brandende Meer wirft seine Wellen weit herein.“

„Fürchtest du dich, Gondoliere? Das Wasser ist still und die Nacht ist sicherer für solche Fahrt als der Tag, wenn tausend Fahrzeuge im Hafen kreuzen.“

Freilich war mir die Gefahr bekannt und ich wusste wohl, daß es nicht ratsam sei, nur mit einem Gondoliere sich den Meereswogen in die Arme zu werfen. Aber ich mußte hinaus in mein Heim. Er allein sollte mich hinausbringen.

„Nach dem Lido“ bat ich ihn. Ich lächelte ihm zu, zärtlich. —

Ich wußte, daß er alles für mich tun würde, daß er mir wie ein Sklave unterwürfig war.

Ich befahl nicht mehr, ich bat. In flehendem Lächeln hoben sich meine Augen empor zu ihm. Meine Blicke umschlossen seine schlanke Gestalt in stummer Zärtlichkeit. Die Raserei war einem stillen Sehnen gewichen, lächelnder Friede lag über meiner Seele.

Ich lächelte ihm zu.

Er antwortete mit der stummen Sprache seiner zarten Seele: mit seinem milden, behagenden Lächeln.

Wir glitten an den Koloszen der Ozeandampfer vorüber und steuerten dem fernen Lido zu.

Von unseren Lippen störte kein Laut das heilige Schweigen der Nacht. Wir redeten zu einander mit der Sprache der funkeln den Sterne.

Es war eine k
Die Fahrt gin

Seitdem sind
Eine Woche i
wohnung auf dem
Heim am Lago di

Hoch über d
Schwarze Cypress
finsteren, feierliche

Mein Heim lie
und Rhododendron
Feierstimmung bre

Hier verbrach
Sehnsucht des Ta

Heute! —

Ein glühender
die Luft geht ein F
Hitze legt sich se

Ich verschlafte
dichten, geschloss
ich fort vom Mor
trägt sich auf die

Als es Abend
Sessel und brüte

Regungslos

Ich den

Endlich ents
bewegliche tiefe

Nacht! —

Schon Nacht

Millionen Ste
den hohen Spieg
Schön!

Ich trete hina
Heimes: wie ein

Ach Ironie!

Keimender

Niemand weiß es

Ach, was is
brochene Schön

en vom Lido ge-

Unsere Gondola
n merklich gleitete
der Mitte vorwärts.
efen, tiefen Zügen
chauspiel in sich

Gondole, alle mit
istten, vom Schiffe
heit voll Freude
ter Schleier von

Kanals. Vor dem

Das brandende
still und die Nacht
end Fahrzeuge im
ste wohl, daß es
Meereswogen in
Heim. Er allein

u, zärtlich. —
er mir wie ein
cheln haben sich
n seine schlanke
m stillen Sehnen

zarten Seele: mit
ber und steuerten
e Schweigen der
inkelnden Sterne.

Es war eine klare, blaue, warme Nacht. —

Die Fahrt ging glatt und glücklich. Sie währte lange. — — —

Seitdem sind dreißig Tage verflossen.

Eine Woche nach der nächtlichen Fahrt verließ ich meine Strandwohnung auf dem Lido und flüchtete von Venedig in mein einsames Heim am Lago di Como.

Hoch über dem blauen Wasser thront meine Villa von Marmor. Schwarze Cypressen ragen davor zum Himmel auf; ich liebe diese finsternen, feierlichen Giganten. Eine breite Terrasse führt hinab zum See.

Mein Heim liegt in einem Walde von blühenden Oliven, Magnolien und Rhododendron — wie ein stummes Schloss im heiligen Hain. Ewige Feierstimmung breitet sich darüber.

Hier verbrachte ich die letzten Wochen in schweren Träumen, mit Sehnsucht des Tags der endlichen Erlösung harrend. —

Heute! —

Ein glühender Tag. Verheerend brennt die Sonne hernieder; durch die Luft geht ein Flimmern, als siede und brodele die Atmosphäre. Diese Hitze legt sich sengend auf alles Leben.

Ich verschlaffe den ganzen Tag im Dunkel meines Hauses. Hinter dichten, geschlossenen Vorhängen, die alles Licht verbannen, schlummere ich fort vom Morgen bis zum Abend. Doch die Glut von außen überträgt sich auf die Träume.

Als es Abend wird, springe ich auf. Ich setze mich in einen niedrigen Sessel und brüte eine Stunde noch vor mich hin.

Regungslos, wie tot,

Ich denke an die Erlösung.

Endlich entschließe ich mich, den seidenen Vorhang, dessen unbewegliche tiefe Falten mir die Augen brennen, zurückzuziehen.

Nacht! —

Schon Nacht? — oder endlich?

Millionen Sterne glitzern. Ich zünde ein Licht an und schaue in den hohen Spiegel —? —

Schön!

Ich trete hinaus und stehe unterm weißen Portale meines marmornen Heimes: wie ein Bild des Frühlings.

Ach Ironie!

Keimender Wahnsinn fräß an meiner Seele wie quellendes Gift. Niemand weiß es. Alle würden sagen: Seht, seht wie schön!

Ach, was ist Schönheit ohne Kraft?! Eine schwache, kranke, gebrochene Schönheit, eine vergangene — was ist die?

Ich will sterben. Sterben eben noch in Schönheit. Ich will nicht verwelken, nicht hinsiechen — nein, nein, nein!

Ich will abbrechen wie im vollen berauschenen Dufte ein blühender Orangenzweig, getroffen von einer schwer herabfallenden Frucht.

Eine solche Frucht ist die gesättigte Schönheit.

Alle sollten sterben, die satt sind, denn was mehr ist, ist zuviel. Alles sollte vergehen, was den Höhepunkt seines Wesens erreicht hat.

Kein Verglimmen, kein Altern, kein Absterben! Nur strahlende Schönheit, sieghafte Kraft! Raum für diese! — — —

Sterben!

Sterben? Warum macht dieser hehre Begriff so viele heulende Gesichter, so viele klagende Herzen?

Warum?

Sterben ist nötig, leben nicht! Alles was geboren ist, muß sterben. Giebt es einen feierlicheren Moment als den des Hinübergleitens vom Sein zum Nichtsein, vom Leben in den Tod? Ein großer Akt! In Schönheit, in Glanz, in Verklärung sollte er sich abspielen als Apotheose des ganzen Wesens.

Strahlendes Licht über den Sterbenden und rauschende Fanfarenkänge! Und wenn das Auge erloschen, deckt ihn mit schillernder roter Seide, durch die sein Antlitz in rosiger Verklärung schimmert und läßt Sphärenmusik ertönen: Harfenklänge und fernen Kindergesang.

Die Schönheit: der Kraft!

Über meinem Hause steht der volle Mond. Ein weißes Lichtmeer liegt über der nächtlichen Pracht. Die Bäume tragen Silberkronen, silbern gleißen unten die träumenden Wasser, die weißen Stufen und Statuen: alles versinkt in einer Flut magisch blendenden Lichtes. Der klare Himmel ist hellblau wie bei Sonnenaufgang, die kleinen und großen Sterne strahlen wie Sonnen. Wie schwarze Kerzen heben sich in scharfen Silhouetten die hohen Cypresen vom Nachthimmel ab und werfen lange, lange schwarze Schatten über die Terrasse. Aus tausend Blütenkelchen mischt sich ein schwerer berauschender Duft.

Keine Bewegung, kein Laut: die Welt scheint in einem Zustande der Erstarrung wie ein zauberhaftes riesiges Bild. Ich allein lebe! —

Lebe ich noch? Ein Zittern läuft durch meine Glieder, vor meinem Auge scheint sich das gewaltige Bild zu verschieben. Ich schreite vor und steige langsam die breiten Stufen hinab. Seltsam klingen meine Tritte aus den Büschchen zurück.

Noch wenige Stufen bis zum Wasser. —

Rechts und links stehen weiße Statuen: „Schönheit“ und „Licht“, die An kommenden begrüßend. Ich stütze mein Haupt auf den Sockel der „Schönheit“ und schmiege meine heiße Stirn an das marmorne Bildwerk.

Etwas regt sie
Ich wende mich ni
Um meine Hü
zurücklege.

„Giorgio!“

„Ich bins.“

„Giorgio, mein

„Ich bins.“

„Du hast Wor

Aus meinem C
drücke ihn in seine

Er lächelt zärt

Ich lege meine
von seinem Antlitz
aus seinem Blick —

„Dir — Kraft -
Schwachen!“

Ein funkelder

„Giorgio, Erlös

Seine Gestalt s
verwandeln; überirc

Ich fühle seine
Stahl — ohne Schn

Erlösung küßt
schauen in die Ewi

Mein Körper g
Marmor nieder. R
Stufe zu Stufe, und

Oben unterm P
stalt des Erlösers. I

Die letzte Kraft
Tot! Erlöst!
Gestorben in S
Laßt es so sein

Ich will nicht
fe ein blühender
en Frucht.

r ist, ist zuviel.
ens erreicht hat.
Nur strahlende

viele heulende

ist, muß sterben.
Hinübergleitens
Ein großer Akt!
abspielen als

Fanfarenklänge!
der roter Seide,
nd laßt Sphären-

— — —
weißes Lichtmeer
erkronen, silbern
ien und Statuen:
tes. Der klare
ien und großen
heben sich in
himml ab und
se. Aus tausend
Duft.
em Zustande der
n lebe! —
der, vor meinem
Ich schreite vor
klingen meine

und „Licht“, die
den Sockel der
morne Bildwerk.

Etwas regt sich hinter mir. Ich höre einen verklingenden Schritt.
Ich wende mich nicht.

Um meine Hüften schlingt sich ein fester Arm, in den ich mich zurücklege.

„Giorgio!“

„Ich bins.“

„Giorgio, mein Erlöser!“

„Ich bins.“

„Du hast Wort gehalten!“ — —

Aus meinem Gürtel löse ich einen kleinen, silbernen Schlüssel und drücke ihn in seine Hand.

Er lächelt zärtlich zum Dank.

Ich lege meinen Arm um seinen schlanken braunen Hals und trinke von seinem Antlitz noch einmal blühende Schönheit. Aus seinem Arm, aus seinem Blick — aus seiner Seele strahlt glühende Kraft.

„Dir — Kraft — die Schönheit und die Welt — — und Tod den Schwachen!“

Ein funkelnnder Stahl blitzt in seiner Hand. Ich lächle:

„Giorgio, Erlöser!“

Seine Gestalt scheint zu zerfließen, sich zum leuchtenden Gottes zu verwandeln; überirdisches Licht strahlt aus seinen Zügen.

Ich fühle seine Umarmung, in meine Brust senkt sich sein spitzer Stahl — ohne Schmerz.

Erlösung küßt meine Seele in himmlischer Wonne. Meine Augen schauen in die Ewigkeit.

Mein Körper gleitet von den Händen des Erlösers gehalten auf den Marmor nieder. Rotes Blut rinnt über die weißen Fliesen hinab, von Stufe zu Stufe, und mengt sich unten mit dem leuchtenden Wasser.

Oben unterm Portale erreichen meine Blicke noch einmal die Gestalt des Erlösers. Mit der Rechten winkt er mir Grüße und verschwindet.

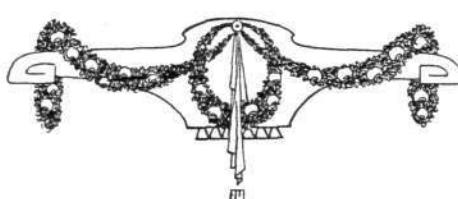
Die letzte Kraft des sterbendes Leibes schließt mir die Augen.

Tot! Erlöst!

Gestorben in Schönheit. —

Laßt es so sein!

—
CAESAREON



BEIM FESTE

O füllt die Pokale mit cyprischem Wein!
 Laßt blinken im Becher den purpurnen Schein!
 Schlürft hastigen Zuges den raschen Genuß!
 So kurz ist die Jugend, so flüchtig der Kuß.

Es flammen die Rosen in duftiger Glut,
 Es spiegeln die Sterne sich tief in der Flut;
 Doch mehr ist als Rosen und Sterne zumal
 Die Blüt auf den Wangen, im Auge der Strahl.

Durch Blätter und Lauben bricht farbiger Glanz,
 Da regt sich im Grünen melodisch der Tanz;
 Heiß schlingt sich der Arm um die schöne Gestalt,
 Die Blicke, die Herzen, sie finden sich bald.

So schwärmet, so küsset! Vom Himmelsgezelt
 Wirft goldene Schimmer der Mond in die Welt.
 Genießt! Wenn die glänzende Scheibe verblich,
 Wer weiß, ob die Liebe der Brust nicht entwich!

Ich hab einst geliebt und auf Treue gebaut,
 Ich habe dem Lächeln des Frühlings vertraut;
 Die Stürme des Herbstes, sie brausten daher,
 Ich suchte die Blumen und fand sie nicht mehr!

Drum hastig die blinkenden Becher geleert!
 Ergreift, was die rollende Stunde beschert!
 Genießt die Minute, so lange sie glüht!
 Der Frühling verwelkt, und die Liebe verblüht!

EMANUEL GEIBEL.



MIGNON



Schein!

ahl.
anz,
;
Gestalt,

elt
elt.
lich,
vich!

;
,
ehr!

t!
NUEL GEIBEL.



MIGNON

W. VON GLOEDEN

RAPHAEL

Sein Auge ist mir
Wie im finstern Tannenwalde
Der stille Weiher,
Wann mit düstrem Glanze
Der Mond drauf scheint:
 So tief und ernst —
Und wann es weint,
Ists die von Tau und Morgenglut
Geschmückte und gelabte Bergeshalde —
 Wanns aber lacht:
So froh und wild,
Wie die inflammendem Wetterglast
Brausende, jauchzende Mainacht!

*

Sein Kuß ist Sehnsucht,
Sein Umarmen Friede
Und Seligkeit:
An seiner Brust zu ruhn,
Wenn Wang an Wang
Uns liebe Träume kosen
Und Eros schmeichelnd
Um Stirn und Nacken
Der Liebe keusche Wunderblumen zaubert,
Die nur auf seinen stillen Inseln blühen!

*
Der Schenkel Kraft
Strebt schlank und weich empor,
Lebendge Säulen eines Heiligtumes
In dem nur ich allein der Priester bin!

*
Sein Mund hüllt Wehmut,
Schamhaftes Entzücken,
Und südweinsüß ist seiner Lippen Rand,
Frostlösend wie der schwüle Föhn,
Wie Abendsonnenblut erglühend,
Purpur- und scharlachrot
Wie Rosen!
O Göttertrost,
Sich daran satt zu nippen,
Am Kelch der Minne,
Der nur Freude sprudelt,
Erlöserwonnen
Der Unendlichkeit!

ADOLF BRAND.



IM KERKER

Eine Pritsche und Matratze
Und ein weißes Linnentuch,
Blaukarrierte Deckbezüge
Und ein halbvergiltetes Buch.

Drinnen les ich und vergesse
Meine Einsamkeit und Qual,
Bis die Zellenwände grinsen
Schattenwirr und totenfahl —

Bis der Posten auf dem Hofe
Dröhrend schreitet durch die Nacht,
Daß es gellt wie Teufelslachen
Und der Asphalt klimmt und kracht —

Daß es hämmert im Gehirne
Von Gedanken, weh und heiß,
Bis von meinen müden Wimpern
Träne rinnt um Träne leis —

Bis ich küsse ihre Blicke,
Meiner Mutter blutend Herz,
Meines Vaters graue Haare
— Und mich finde heimatwärts . . .

Wo ein Stern in meinem Garten
Lächelnd vor mir niederfällt
Und ein Engel mir sein Mündchen
Schalkhaft zug entgegen hält —

Und der Engel ist ein Junge!
Und der Junge, der bist Du!
Und der Himmel geigt und jubelt,
Vater, Mutter schauen zu —

Vater, Mutter stehn und beten,
Und die Nacht ruht warm und weich,
Und wir gehn auf leisen Sohlen
In ein schönes Märchenreich! . . .

ADOLF BRAND.



NEUE LIEBE

Du bist wie eine Gerte,
So frisch, so schlank und gut.
Ich küsse Dich, Geliebter,
Wildsüßes Schelmenblut!

Ich küß Dein Silberlachen,
Den roten Perlenmund.
Der Wollust lockend Leuchten
Auf Deiner Schenkel Rund!

Ich küß von Deinem Nacken
Den lieben krausen Sinn.
— Sieh! — blick in meine Sterne:
Du gibst Dich, gibst Dich hin!

Dann halt ich Dich umschlungen
Wie diese Gerte fein.
Du Schlingel bist mein Eigen
Und sollst mein Sklave sein!

Und wie die schlanke Gerte
Springt flammend auf und zu,
So Wille ganz und Feuer,
So biegsam sei auch Du!

Dann springen, blühn und brennen
Blutrot zur halben Nacht
Der Liebe Wunderrosen
Aus meines Herzens Schacht.

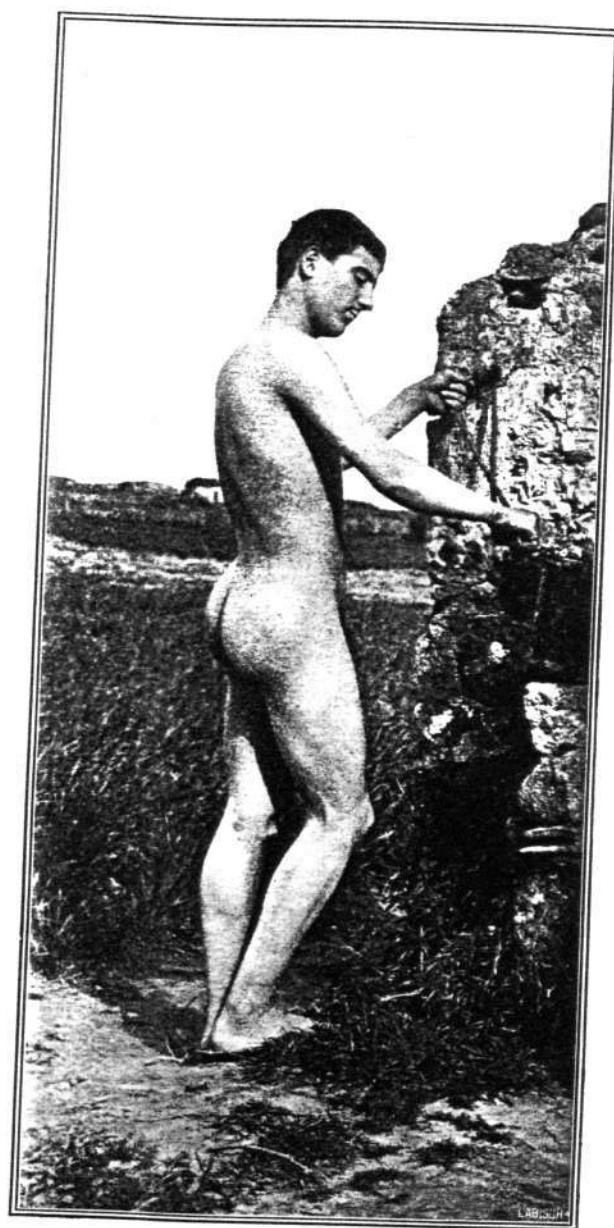
Dann ringeln sie wie Schlangen
Um Lenden sich und Bein
Und küssen Dich und kosen
Zu süßem Seligsein!

Du, Du mein heilges Lachen
Und meiner Sehnsucht Weh,
Dann grüß ich Dich wie Nordlicht,
Wie Glast im Gletscherschnee!

Die Rosen, meine Runen,
Sie raunen: Du bist mein!
— Der Burschen allerschönster,
Du wirst mein Sklave sein!

ADOLF BRAND

HIRTE AM BRUN



BRAND

HIRTE AM BRUNNEN

W. VON GLOEDEN



SINGENDE KNABEN

LUCA DELLA ROBBIA

DER SCHÖNE JÜNLING IN DER BILDENDEN KUNST ALLER ZEITEN

II.

RENAISSANCE BIS RAFFAEL.

Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken," sagt Nietzsche mit Recht; und am tiefsten vielleicht kann man diesen verderblichen Einfluß des Christentums an seinen Wirkungen auf die bildende Kunst des Mittelalters studieren: Dahin ist für lange öde Jahrhunderte der naive Kunstblick, mit dem ein Praxiteles seine herrlichen nackten Leiber geschaut und mustergültig verewigt hat, dahin ist die warmblütige, echt menschliche Sinnenfreude, mit der das Hellenenvolk seine Schöpfungen aufnahm, an derartige Anblicke gewöhnt von dem trauten Umgang älterer mit jüngeren Männern und Knaben her in der veredelnden, Geist und Körper in gleicher Weise für das Schöne erziehenden Palästra, dahin die lichtvolle Weltbetrachtung eines Platon, an die Stelle getreten von all dem ist eine Weltanschauung, die, feindlich aller Kunst, ihren Stützpunkt in einem phan-

tastischen Reich des Jenseits sucht, die Welt der Sinne verachtet, ja sie für ein Teufelswerk erklärt, von dem man sich durch Askese abwenden müsse, ein Volk, dessen beste urwüchsig undifferenzierte Kraft in den lichtlosen Marterkammern der Klöster zu engherzigen Knechten herangezüchtet wird, eine „Kunst“, die dieses Namens kaum würdig, sich in naiv kindischer Weise in der Darstellung von gemarterten Heiligen gefällt. Daß diese für echtes Menschentum toten Jahrhunderte keinen Meister hervorbringen, der die Verherrlichung der Jünglingsschönheit sich zum Lebensinhalt setzt, ist selbstverständlich. Erst als die Menschheit unter dem Einfluß der wiederentdeckten Originalwerke Aristoteles und Platons sich ihres Erbes aus längstvergangenen Zeiten wiederzuerinnern begann, als der immer und ewig engherziger Weltanschauung und Moral totfeindliche Kunstgenius der Welt in sinnenfrohen Päpsten und Fürsten zeitweise wenigstens wieder aufzuleuchten begann, da fanden sich auch schon wieder, wie im erwachenden Lenz die Blumen, Künstler, die für die vollendete Schönheit der männlichen Jugend ein Auge hatten. Und wie die hellenischen Meister die Motive für ihre Darstellung ihrer Götterwelt entnehmen und erst in späteren Zeiten mit bewußter Absicht den Menschen als solchen verherrlichen, beginnt auch die plastische Kunst der Renaissance, die wir zunächst ins Auge fassen wollen, mit Motiven der viel ärmeren und prosaischeren mittelalterlichen „Götterwelt“. Und zwar sind es Florentiner Meister, die zuerst den Bann des Mittelalters abzuschütteln beginnen: gleich der erste Meister, dem man hier begegnet, der Bahnbrecher der „neuen Richtung“, Lorenzo Ghiberti, hat in seinen bekannten Bronzereliefs einige uns interessierende Gestalten geschaffen, deren zarteste vielleicht der nackte knieende Knabe Isaak auf der „Opferung Isaaks“ darstellt.

Einen großen Schritt weiter ging Donatello, der erste Meister, der es seit den Tagen der Antike wieder wagte, einen nackten Jünglingskörper als Statue im Bronzeguß zu

bilden: Dies gesunder Junge Übergänge de überhaupt ein stellerei unters fast ausschließt nun wie seinem tanzen sprühenden Bi Knaben* des renzer Dom (reichen einzel liche Kindera reizte, oder o St. Georg** u predigers“ Joh typisch wiede

Donatello seit damaliger jener „guther engel den M seinem Grabe dem Künstler stehen, treiben“. ben so geläu hinnehmen, o im Menschen wir dieselben am Knabenkind Christkind us bestritten w Menschliche

* Treffliche Nr. 5048, auf dere

** Siehe die

der Sinne ver-
dem man sich
ssen beste ur-
en Marterkam-
herangezüchtet
m würdig, sich
von gemarter-
Menschentum
ingen, der die
im Lebensinhalt
enschheit unter
erke Aristoteles
angenen Zeiten
ind ewig eng-
ndliche Kunst-
d Fürsten zeit-
ann, da fanden
n Lenz die Blu-
heit der männ-
ie hellenischen
Götterwelt ent-
wußter Absicht
ginnt auch die
ächst ins Auge
ind prosaische-
zwar sind es
des Mittelalters
ister, dem man
Richtung“, Lo-
zeriefs einige
deren zarteste
auf der „Opfe-
tello, der erste
wieder wagte,
Bronzeguß zu

bilden: Dies Werk ist sein jugendlicher David, ein derber, gesunder Junge mit vollendet schönen Formen, deren zarteste Übergänge dem Künstler wiederzugeben gelang.* Es ist überhaupt eine noch viel zu wenig von der Zunftschriftstellerei untersuchte Erscheinung, daß gerade dieser Meister fast ausschließlich die männliche Schönheit nachbildet, ob es nun wie hier das reifere Knabenalter ist, oder wie in seinem tanzenden Amor* und den entzückenden lebenssprühenden Bürschchen, den tanzenden und singenden Engel-Knaben* des „Kinderfrieses“ an der Sängerbühne im Florentiner Dom (jetzt im Museo S. U. di Fiore) und den zahlreichen einzelnen Knabenbüsten* das noch ganz jugendliche Kinderalter, das des Künstlers Auge zum Schaffen reizte, oder ob er schließlich wie in der Marmorstatue des St. Georg** und der Bronzestatue des „abgezehrten Wüstenpredigers“ Johannes das Jünglings- und Mannesalter geradezu typisch wiedergibt.

Donatello Engelknaben sind übrigens die ersten der seit damaliger Zeit so unzähligemal wiederholten „Putten“, jener „gutherzigen, pausbäckigen Jungen,“ die als Schutzengel den Menschen auf seinem Lebensweg begleiten, an seinem Grabe Wache halten, die als gute Werkstattgeister dem Künstler überall helfend und schmückend zur Seite stehen, die neckend und scherzend ihr harmloses Spiel treiben“. Gerade in dieser Rolle sind uns jugendliche Knaben so geläufig geworden, daß wir sie als selbstverständlich hinnehmen, ohne uns bewußt zu werden, welchen Strömungen im Menschen- und Kunstgeist — bereits seit der Antike! — wir dieselben verdanken! Denn daß hier die antike Freude am Knabenkörper, vermengt mit christlichen Elementen — Christkind usw. — die eigentliche Quelle ist, dürfte zwar bestritten werden, ist aber dennoch wahr. Mehr ins rein Menschliche übertragen, hat dieses Motiv Donatellos genialer

* Treffliche Abbildung im Verlag der „Neuen Photographischen Gesellschaft“ Nr. 5048, auf deren Bilder wir auch im Folgenden hinweisen werden.

** Siehe die Nummern 5283, 5103, 5536, 5265, 5288, 5279 a. a. O.

Nachfolger, Luca della Robbia, in seinen tanzenden und musizierenden Kindern (auch Mädchen), mit denen er den Fries der zweiten Orgelbühne des Florenzer Domes schmückte.* Besonders die uns interessierenden Knaben sind von einer frischen und lebenswahren Charakteristik, daß man nicht weiß, ob man in der Wiedergabe des Knabenalters diesem Künstler oder seinem Vorbild Donatello den ersten Rang einräumen soll. Unter den weiteren von Donatello's Geist angeregten Künstlern jener Zeit ist für unsere Zwecke wichtig Antonio Rossellino, dessen S. Sebastian, ein wundervoll zarter Jüngling mit weichsten Formen und mildem edlem Ausdruck in dem voll Ergebung nach oben gerichteten Antlitz zu den liebreizendsten nackten Marmorfiguren der Frührenaissance zählt. Der letzte gewaltige Meister der Frührenaissance endlich, Andrea Verrocchio bietet uns eine Anzahl herrlicher Verkörperungen männlicher Jugendblüte (alles Bronzen). Einmal schuf er eine prächtige Knabenstatue in dem als Fontaine gedachten Knaben mit dem Fisch, dann den in bewußtem Gegensatz zu dem Donatello'schen Werk aufgefaßten David,** einen an der Grenze des Knaben- zum Jünglingsalter stehenden feingliedrigen Burschen mit reichem Lockenkopf, beinahe mädchenhaft schüchternem Lächeln, großen Augen und schmalem Kinn, und seinen Verwandten, die Tonfigur eines völlig nackten schlafenden Jünglings und endlich den in reiche Gewande gehüllten anmutigen Thomas in der Gruppe „Christus und Thomas.“ Verrocchios Jünglingsideal weist bereits auf das Leonards hin, wie wir später sehen werden.

Indem wir nun die für unsere Zwecke wenig ergibige Kleinkunst der Modelleure und Plakettenkünstler übergehen, müssen wir, bevor wir die Meister der Hochrenaissance betrachten, ein wenig bei den Malern der Frührenaissance verweilen. Die Ausbeute für uns wird freilich gering sein, was schon mit dem Wesen der Plastik und Malerei aufs

* Nr. 5104, 5105, 5106 ff — 5114 der Sammlung.

** Nr. 5261. a. a. O.

engste zusam
stellung des
würde, wäre
ins Gebiet d
gerade bei e
wenig hierher
und da einer
einzigsten jug
Stoffen eben
malerisch da
stalten sind
wundervoll 1
in erster Linie
bilder* umge
dem „Magnif
besonders d
lehnende Kn
Locken umra
Viele Gesch
mit den viel
den Madonn
der „Madon
schöne Jüng
Madonna“ g
einige Dar
Hand besitz
innernden h
lich anmutig
Madonnenbi
Madonna d
Gestalten u
seelische A
fragenden G
Bannkreis z
Künstler wi

tanzenden und
enen er den Fries
es schmückte.*
sind von einer
daß man nicht
enalters diesem
en ersten Rang
Donatellos Geist
e Zwecke wich-
ein wundervoll
mildem edlem
ben gerichteten
rmorfiguren der
Meister der
bietet uns eine
er Jugendblüte
ge Knabenstatue
em Fisch, dann
elloschen Werk
des Knaben-
Burschen mit
schüchternem
nd seinen Ver-
hlafenden Jüng-
ehüllten anmu-
tomas.“ Verro-
Leonardos hin,

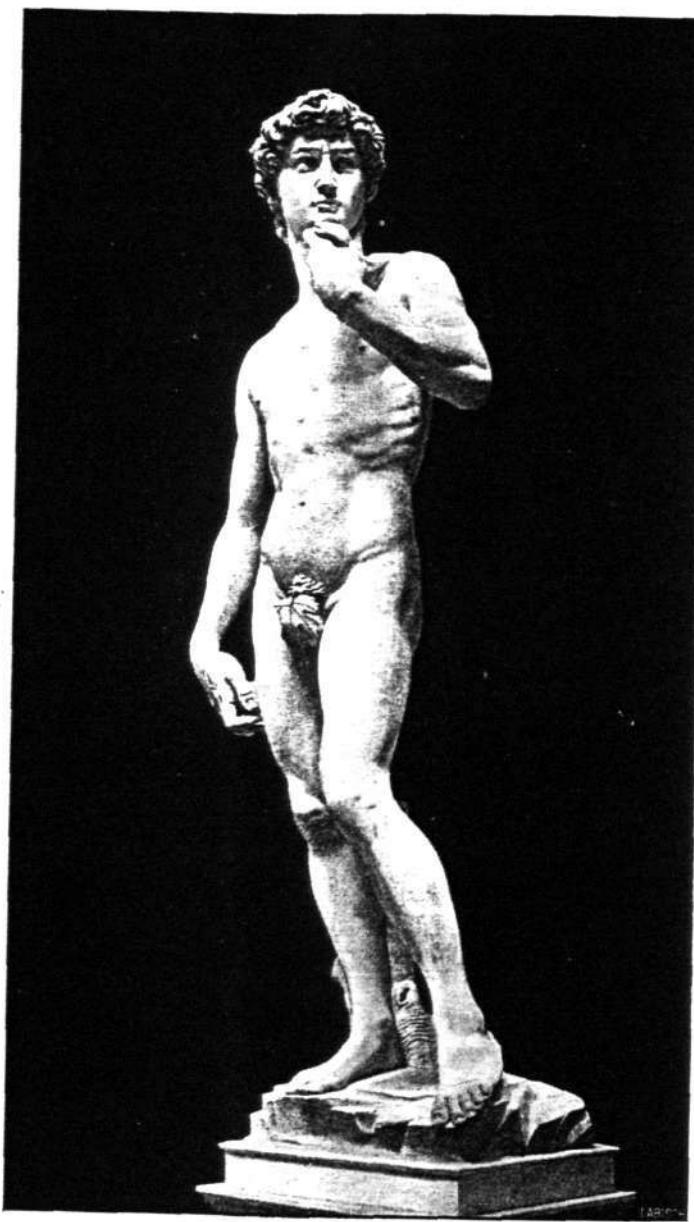
wenig ergibige
tler übergehen,
renaissance be-
rührenaissance
ch gering sein,
d Malerei aufs

engste zusammenhängt — eine Malerei, die sich die Darstellung des schönen menschlichen Körpers zum Ziel setzen würde, wäre damit schon auf falschen Bahnen und würde ins Gebiet der Plastik übergreifen. So kommt es, daß wir gerade bei ersten Meistern der Malerei nichts oder nur wenig hierher Passendes finden werden, nur gelegentlich hier und da einen Sebastian oder einen Johannesknaben, fast die einzigen jugendlich männlichen Typen, die in ihren Stoffen eben immer noch sehr arme Zeit gestattet unbekleidet malerisch darzustellen. Interessanter beinahe als diese Gestalten sind die vielfach wiederkehrenden Engel, fast alles wundervoll liebliche Knaben- und Jünglingsbilder, wie sie in erster Linie des Florentiners Botticelli zahlreiche Madonnenbilder* umgeben, und vielleicht am charakteristischsten auf dem „Magnificat“ in den Uffizien in Florenz gelungen sind; besonders der eine sich über die beiden andern herablehrende Knabe mit dem schmalen, seelenvollen, von dichten Locken umrahmten, süßen Antlitz, ist ein entzückender Junge! Viele Geschwister besitzt er auf dem „Madonnenbild mit den vielen Engeln“ im Berliner Museum, der „Thronenden Madonna mit Heiligen“ in der Florenzer Akademie und der „Madonna“ in den Florenzer Uffizien. Eine strahlend-schöne Jünglingsgestalt ist der auf dem Bild der „Thronenden Madonna“ ganz außen rechts stehende heilige Michael; die einzige Darstellung eines nackten Jünglings von Botticellis Hand besitzen wir in dem an Verrocchios Knabenideal erinnernden heiligen Sebastian im Berliner Museum. Jugendlich anmutig sind auch die beiden Johannesknaben auf dem Madonnenbilde der Gemäldegallerie in Florenz und der Madonna del Passeggio im Palazzo Pitti. Was alle diese Gestalten uns Modernen so sympathisch macht, ist der tief seelische Ausdruck, die „Schwermut“, die aus all diesen fragenden Gesichtern uns anblickt und unwillkürlich in ihren Bannkreis zieht. Die unmittelbar von Botticelli beeinflußten Künstler wie Philippino Lippi und Ghirlandajo haben diese

* No. 5551, 5171, a. a. O.

Eigentümlichkeit nachzuahmen gesucht, ohne daß es ihnen aber so recht gelungen wäre; die Engelknaben auf dem Bild Lippis „Vision des heiligen Bernhard“ sind in Vergleichung mit denen Botticellis doch ziemlich nichtssagende, wenn auch frisch anmutige Knabengesichter. Dasselbe gilt von dem Knaben Tobias auf dem bisher unter Verrocchios Namen bekannten Bild der „Tobias mit den drei Engeln“ in der Florentiner Akademie. Ein großer Meister in der Wiedergabe des nackten männlichen Körpers ist dagegen Luca Signorelli, der besonders in seinem „Pan unter den Hirten“ (Berlin), seiner „Auferstehung der Toten“ und „Strafe der Verdammten“ (Dom in Orvieto) sein gewaltiges Talent zur Wiedergabe von kräftiges Leben hauchenden nackten Gestalten prächtig entfaltete. Unter den gleichzeitig arbeitenden Paduaner Meistern interessiert uns vor allem Mantegne, der in seinem ganz antik aufgefaßten „Triumphzug Cäsars“ (in Schloß Hamptoncourt bei London) eine Reihe herrlicher Jünglingsgestalten, in seinem „Sebastian“ (Wiener Galerie) zumerstenmal den schmerzzerrissenen Dulder überzeugend und in seinem „Bacchanal“ hellenische Sinnenlust und üppige nackte Jünglingsleiber wahrheitsgetreu wiedergab. In Venedig wirkte damals Antonello da Messina, dessen „Sebastian“ (Dresden), ein Jüngling mit außerordentlich weichen Formen, so recht die diesem Meister eigene Kunst durch Halbtöne seinen Gestalten Rundung und überraschendes Leben zu verleihen kennzeichnet. Aus der umbrischen Schule endlich wäre zu erwähnen Pietro Perugino mit seinem etwas sentimental verzückt nach oben blickenden Sebastian auf dem Madonnabilde der Uffizien, dem mädchenhaft zarten Tobias neben dem Erzengel Raffael (London) und etwa noch dem verträumten Jünglingsporträt der Uffizien. Die „weiche Gefühlsseligkeit“ aller Gestalten dieses Meisters, der „feminine Zug seiner Kunst“ befähigt ihn gerade besonders zur Wiedergabe jener zarten Jünglingstypen, die so recht von der Natur dazu geschaffen scheinen, in schwärmerischer Liebe einem starken männlichen Charakter ihr Herz

e daß es ihnen
aben auf dem
sind in Ver-
nichtssagende,
Dasselbe gilt
er Verrocchios
drei Engeln“
Meister in der
s ist dagegen
Pan unter den
Toten“ und
ein gewaltiges
n hauchenden
reichzeitig
ns vor allem
ten „Triumph-
(London) eine
n „Sebastian“
ssenen Dulde
ische Sinnens-
ahrheitsgetreu
o da Messina,
t außerordent-
Meister eigene
ng und über-
Aus der um-
etro Perugino
en blickenden
em mädchen-
(London) und
der Uffizien.
ses Meisters,
gerade be-
ypen, die so
schwärmer-
kter ihr Herz



DAVID

VON MICHELANGELO

Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz,

zu schenken! Noch mehr tritt dieser Zug in den Jünglingsgestalten Leonardo da Vincis zu Tage, jenes Meisters, mit dessen Betrachtung wir in die Zeit des „Quinquecento“, der Hochrenaissance, eintreten. Was uns an Jünglingsgestalten aus der Hand dieses der Jünglingsliebe nicht abholden Künstlers bekannt und erhalten ist, alle zeichnen sie sich durch eine feminine Anmut, einen süßen Liebreiz aus, alle geben sie das bereits in Verrocchios — Leonards Lehrer — David angedeutete Jünglingsideal vollendet wieder, „jene Köpfe mit den träumerisch wehmütigen Augen, dem weich geringelten Haar,* dem leisen rätselvollen Lächeln.“ Vollendete Beispiele derart sind Leonards „Johannes der Täufer“ (im Louvre), das ungemein treuherzig blickende Knabengesicht der Bacchusstudie (Zeichnung der Akademie in Venedig), der fast zu weiblich und weichlich aufgefaßte „jugendliche Bacchus“ im Louvre und nicht zuletzt der zarte Johannes und Philippus des Abendmahles. Gerade Johannes erscheint auf dem weltberühmten Bild in Aussehen und Größe bereits als der ausgesprochene Lieblingsjünger Jesu.** An Leonards unerschütterlichem Lichtgenius waren die Wogen der düsteren Savonarolabewegung, die in Botticelles Werken so deutlich zu spüren ist, glücklich abgeprallt. Leonardo hat die psychologische Vertiefung, die die asketische Bewegung mit sich brachte, in sich aufgenommen, aber — zum Glück! — nicht die barbarische Kunstfeindlichkeit des Bußpredigers. Und er ist insofern für die ganze nun folgende gewaltige Kunstepoche vorbildlich gewesen: denn auf die Reaktion folgte nun ein ungeahnter Triumph des Kunstgenius, der so recht „von dieser Welt“ ist! Und zwar keines einseitigen: steht doch neben einem Sodoma ein Michel-Angelo, und neben diesen ein Andrea del Sarto, und über allen ein Raffael!

Uns interessiert in erster Linie „Sodoma“, mit seinem richtigen Namen Antonio Bazzi geheißen, ein Maler, dessen

* Vgl. Ludwig Frey: „Der Eros und die Kunst“. S. 142.

** Vgl. auch E. v. Kupffers „Lieblingminne und Freundesliebe“. S. 15 oben.

persönliche Vorliebe für den schönen Jüngling ihm den Spottnamen eintrug, der ihm zu einem Ehrennamen werden sollte. Seine Kunst in der Wiedergabe jugendlich männlicher Schönheit ist einzigartig. Am besten ist, wie Muther sagt, der ganze Sodoma in der Figur des Isaak auf dem Opfer Abrahams enthalten: „Dieser Knabe mit dem Backfischköpfchen und den weichen Hüften, der die vollen runden Arme über dem Busen kreuzt, — das ist der Antinous des Christentums, ein Schönheitsideal, das nur in Zeiten höchster Kultur und Immoralität hervortritt.“ Ein ähnlicher Typus ist der linke Engel auf dem Bild des S. Sitterio im Rathaus in Siena und der Hymenaeus auf dem berühmten Gemälde „Alexander und Roxane“ (Rom, Farnesina), während Sodomas „S. Sebastian“ (Florenz, Uffizien) einen etwas reiferen Jüngling mit vollen, weichen Formen darstellt. Eine ganz andere Art Männlichkeit tritt uns in Michelangelo entgegen. Gleich sein erstes Jugendwerk, das Hochrelief des „Kentaurenkampfes“ mit seinen mächtigen nackten Männerleibern, in denen eine gebundene Riesenkraft sich ankündigt, ist für dieses Meisters Art bezeichnend: er ist der ausgesprochene Anbeter des kraftvollen männlichen Körpers. Darum ist er auch seiner innersten Natur nach Plastiker, was gerade seine Malereien am besten beweisen werden. Zugleich ist er Pathetiker; Lieblichkeit und Sinnenreiz, wie wir ihn bei Sodoma finden, ist diesem Riesen fremd; nur ein Jugendwerk, der zartgliederige, lächelnde „Giovannino“ mit der Honigwabe (Marmorfigur im Berliner Museum)* macht eine Ausnahme, während schon sein nächstes Werk, der Bacchus (Nationalmuseum in Florenz) in der Mächtigkeit seiner noch jugendlichen Formen trotz des unpathetischen Motives jenen Zug unmeßbarer Größe atmet, die dann bald darauf in seinem David** (Florenz) den ersten gewaltigen Ausdruck fand. War doch seit den Tagen der Hellenen eine solche Verkörperung eines ideal schönen kraftvollen Jünglingsleibes

nicht mehr dag
in der Darstellu
Absicht als um
zeigt so recht e
mälde, „die hei
scheinend „zw
gestalten den H
das Deckengem
das bekanntlich
und die Geschic
dieser Überfülle
Leibern, von de
je ein Sonderb
gesichts dieser
Symphonie sch
Kunstforscher
dessen Lösung
Sonetten enthalt
weise glühend
diesem Gesicht
Schaffen wie mi
der die hellenis
derselbe Geis
Schaffen durch
sollte das Grab
der Federzeich
geführt wurde
streut in den
wäre! Für uns
befindlichen r
schönster Blüt
um die Brust
lehnt, während
Linke den K
Schöpfung des

* No. 5260 a. a. o.

** 5050, 5051 a. a. o.

* 902, 903, 90

** Siehe auch

g ihm den Spottnahmen werden dlich männlicher wie Muther sagt, auf dem Opfer dem Backfischvollen runden er Antinous des Zeiten höchster licher Typus ist

erio im Rathaus hmtten Gemälde während Sodomas is reiferen Jüngne ganz andere tzegeen. Gleich

„Kentaurenännerleibern, in kündigt, ist für ausgesprochene Darum ist er as gerade seine Zugleich ist er e wir ihn bei ur ein Jugendino“ mit der n)* macht eine t, der Bacchus eit seiner noch Motives jenen ild darauf in gen Ausdruck n eine solche ünglingsleibes

nicht mehr dagewesen! Wie sehr Michelangelo schwelgte in der Darstellung von Jünglingsleibern, ohne mit anderer Absicht als um der Wiedergabe schöner Menschen willen, zeigt so recht eines seiner aus jener Zeit stammenden Gemälde, „die heilige Familie“ in den Uffizien, auf dem, anscheinend „zwecklos“, vier herrliche nackte Jünglingsgestalten den Hintergrund füllen. Wenn man sich vollends das Deckengemälde* in der Sixtina in Rom betrachtet, das bekanntlich die Erschaffung der Welt, den Sündenfall und die Geschichte Noahs darstellt, so steht man angesichts dieser Überfülle von nur dekorativen nackten männlichen Leibern, von den als Karyatiden benutzten Knaben bis zu den je ein Sonderbild flankierenden vier sog. „Sklaven“, angesichts dieser weder vorher noch nachher je versuchten Symphonie schöner Männlichkeit vor einem Rätsel, das alle Kunsthistoriker mit ihren Redensarten nicht auflösen, zu dessen Lösung aber der beste Schlüssel in Michelangelos Sonetten enthalten ist, jenen wunderbaren Gesängen, die stellenweise glühend die Jüngling liebe preisen . . . **. Und unter diesem Gesichtspunkt ist überhaupt Michelangelos ganzes Schaffen wie mit einem Mal neu beleuchtet — derselbe Geist, der die hellenischen Plastiker trieb, ihre Werke zu schaffen, derselbe Geist ist es im Grunde genommen, der Michelangelos Schaffen durchglüht! Ein ähnliches Werk, aber in Plastik, sollte das Grabmal für Julius II. werden, wie sich noch aus der Federzeichnung der Uffizien erkennen lässt. Denn ausgeführt wurde es nie, nur einzelne fertige Teile, jetzt zerstreut in den Museen, lassen ahnen, was es geworden wäre! Für uns am schönsten sind die beiden jetzt im Louvre befindlichen nackten „Gefangenen“, deren einer, ein in schönster Blüte des Jugendreizes prangender Jüngling, der um die Brust gefesselt, todesmatt sein edles Haupt zurücklehnt, während die Rechte nach dem Herzen greift und die Linke den Kopf unterstützt, vielleicht die formenschönste Schöpfung des Meisters ist. Auf seinem „jüngsten Gericht“,

* 902, 903, 903a — h. a. a. o.

** Siehe auch Jahrbuch für sex. Zwischenstufen, Bd. II. Seite 254 ff.

dem letzten großen Gemälde des Meisters, hat er noch einmal alle Töne vereint, freilich aus dem Kosmos der Welt- schöpfung ist hier ein wildes Chaos geworden, aber, was uns interessiert, auch hier arbeitet der Plastiker, auch hier die ungebrochene Freude am nackten männlichen Körper. Michelangelos Zeitgenosse Raffael bietet für unsere Zwecke wenig. Wenn auch seine weltberühmten Fresken wie die „Schule von „Disputa“ (Vati- interessanter bieten und sein Johannes in der für die Darstel- schöner nackter vorbildlich ge- ist eben doch der Meister, Weiblichen in den ideal- verliehen hat, Fresken Werke Einheit von gegengesetztes- Stileinflüssen

Unter den Florentinern



BACCHUS

nicht vergessen werden Andrea del Sarto, dessen Johannesknabe* (Florenz Pittigallerie) mit Recht zu den Lieblingen aller Italienreisenden gehört. Zeigt er auch nicht die durchgeistigte Schönheit des Raffaelschen, so fesselt doch der eindringende Blick dieser treuherzigen Augen, die so unschuldig aus der duftigen Blüte des lieblich reinen Knabenantlitzes herausschauen, unwillkürlich jeden Beschauer und ist geradezu ein Entzücken für den vom Pfeil des Eros Getroffenen. Der Künstler selbst war anscheinend in sein Modell verliebt, denn er bringt es noch mehrfach, so in der in Dresden befindlichen Opferung Isaaks und in dem Madonnenbild aus dem Jahre 1524.

Dr. O. KIEFER.

* No. 6032 a. a. o.

Wit
Es w.
Doch
Sie t
Du h
Mir f
Des !
Ich s
Ob h
„Dor
Ich l
Wir
Der
Wie
Wild
Und
Wie
Und
Als
Des
Und
Den
Es
Das
So
Sic
Noo
Das
We
No
So
Hir
Die
Un

Feb '03 hinten außen

Bei MAX SPOHR in LEIPZIG, Sidonienstr. 19 B
wurden neuverlegt in deutscher einziger autorisierter Uebersetzung
folgende Schriften von

OSCAR WILDE

| | |
|--|---------|
| Dorian Gray ~ Roman | Mk. 3,- |
| Das Sonettenproblem des Herrn W. H. ~ Novelle | " 1.20 |
| Lady Windermeres Fächer ~ Das Drama e. guten Weibes | " 1.50 |
| Eine Frau ohne Bedeutung | " 1.80 |
| Salome ~ Drama in einem Aufzuge | " 1,- |
| Der glückliche Prinz und andere Erzählungen | " 1.50 |
| Ein idealer Gatte | " 1.80 |
| Ernst sein! ~ Eine triviale Geschichte für seriöse Leute | " 2,- |

Die Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie direkt vom
Verlag von MAX SPOHR in Leipzig.

Deutsche und italienische
AKTSTUDIEN

Von
W. von GLOEDEN, TAORMINA
und
PLÜSCHOW, ROM
insbesondere die Original-Photographien aller in dieser Zeitschrift
veröffentlichten

REPRODUKTIONEN

zum Preise von 1 Mark pro Blatt
wie auch alle Blätter der Klassischen
Kunst in unverblauerten Brownilver-
Rotationsdrucken aus dem Verlage der
Neuer Photographischen Gesellschaft
zu Steglitz, zum Preise von 50 Pf. pro
Blatt verpackt in Mappen zu je 25 Exempl.
zur Ansicht und Auswahl

ADOLF BRAND ~ DER EIGENE
CHARLOTTEBURG
Knesebeckstraße 27.

Zur Aufteilung von Druck-Ar-
beiten aller Art, vor Allem
aber für die Herstellung eines mo-
dernen und wirkungsvollen 

BUCH- UND KUNSTDRAUCK

empfiehlt sich die DRUCKEREI DES EIGENEN

G. REICHARDT
GROITZSCH BEI LEIPZIG

Anhalt zur kompletten Herstellung von
Illustrirten Katalogen für Industrie und
Kunstgewerbe o. Uebernahme von modernen
Fotowerken, grösseren und kleineren
Druckauftragen für Handel und Privatver-
kehr o. Illustrations-, Zwei- und Dreifachdrucke in vollendeteter Ausführung.
o Modernes Schrift- und Zier-Material o
o o o Mäßige Preise. o o o

at er noch eins
mos der Welt-
rden, aber, was
tiker, auch hier
nlichen Körper.
unsere Zwecke
resken wie die
Athen“ und die
can) eine Reihe
Jünglingstypen
jugendlicher
Tribuna sogar
ung vollendet
Knabenideale
worden ist, so
Raffael vor allem
uer dem Ewig-
seinen Madon-
sten Ausdruck
und in seinen
einzigartiger
scheinbar ent-
ten Motiven und
geschaffen hat.
gleichzeitigen
darf von uns
ssen Johannes-
Lieblingen aller
durchgeistigte
er eindringende
dig aus der duf-
herausschauen,
ein Entzücken
stler selbst war
t es noch mehr-
g Isaaks und in
Dr. O. KIEFER.

AM RHEIN

Wir reisten zusammen mit Andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein seliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen, —
Du liebst nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stromes ein heimliches Wort.

Ich sprach: „Bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?“
„Dort vielleicht einst!“ — sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildschnaubend zu sprengen droht.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,
Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt.

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Elends fürmenden Wust,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralt bittern Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein noch lange nicht,
Solange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht!

Noch lange nicht hat, Ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht ich und blickte verdrossen
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten Deine Genossen
Und scherzen; die hatten es gut!

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus;
Ich folgte Dir stumm und beklossen
Von ferne bis an Dein Haus.

Und als Du noch einmal nickend
Verschwunden im schließenden Tor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach Deinem Fenster empor.

Ich schied von Deinem Quartiere
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer,
Und starre unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir Dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb Deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zu Mut;

Als trennten uns weite Welten
Ward mir mit einem Mal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Qual;

Als blinkte Dein Lichtein, so ferne,
In meine Finsternis
Von einem entlegenen Sterne,
Der Dich mir auf immer entriß!

Mir spielten, wie Tränendiebe,
Nachtwinde ums Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht! — — NIKOLAUS LENAU



DOLABELLA
W. VON GLOEDEN



LAUS LENAU

DOLABELLA
W. VON GLOEDEN

DOLABELLA*

Weiß und blendend wie die Perlen
Sind die Zähne Dolabellas,
Meines Lieblings. — Ach, wie schelmisch
Hinter feuchten, vollen, weichen
Sanft gewellten Purpurlippen
Sie zu mir herüberspähen
Und zu einem langen, süßen,
Liebetrunken Kuß mich laden!
Nun, so komm auch, Dolabella,
Komm in meine offnen Arme!
Des Genusses Hoffnung wecken
Und dann täuschen — wäre grausam!
Sag selbst: soll die reife Traube
Die am schöngewachsenen Weinstock
Lockend hängt, vertrocknen, faulen?
Soll das Roß von edler Rasse
Nicht die Rennbahn stolz durchfliegen?
Soll der Demant in dem finstern
Schacht des Berges glanzlos schlummern?
Oder soll der schönste Bursche
Stabiäs — Nazarener werden?
Und mit vorgebeugtem Kopfe
Scheu durch unsere Gassen schleichen?
Nein, bei Hermes, unserer Liebe
Treuem Schützer, nimmermehr!
Laß uns, Dolabella, lieben
Treu und fest, solang die Jugend
Herrlich uns im Becher schäumt!
Gelt? Du lächelst — Deine Lippen
Locken gar so süß — o zögre
Länger nicht, mein Dolabella!
Herzensguter, schönster Bursche,
Komm in meine Arme, komm!

HADRIAN



* Aus: Hadrian, Gedichte eines Heiden.



Schlüssel zum
Persönlichkeit

In der Lit
im homoerotis
eine wichtige
Naturspiel, das
eigenartigen Fr
heute noch da
gefunden hat.
Altertums, vor
Freundesliebe
derselben von
läßt sich nicht
aber bei den I
in späteren Zei
liche Betätigun
ihren eigentüm
Sänger der mä
Weltlitteratur
(gest. 1389). S
unverhohlen A

Zarteres als
Weicheres als
Glühende Küs
Süßres als mi

Wie Frey bem
dafür gesorgt,
Wohlanständig
Eine ähnliche
größten Geiste
im Interesse d
Wir wollen u
ressanten, hom
der Weltlittera
Michelange

DIE HOMOEROTIK IN DER WELTLITTERATUR

Gestützt auf die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse und Hypothesen haben einige Schriftsteller der Lieblingminne den Nachweis zu erbringen versucht, daß die größten Taten auf allen Gebieten des Kulturlebens immer nur von Männern mit ausgeprägter homoerotischer Naturanlage ausgeführt worden sind. In dieser Hinsicht ist ein Buch von Ludwig Frey* höchst beachtenswert. Frey führt in einer Vorbemerkung an, daß die Lieblingminnenden mit den Normalgeschlechtlichen namentlich auf dem Gebiete der Kunst vollwertig rivalisieren können. Später glaubt er aber dem Lieblingminnenden den Vorrang einräumen zu dürfen. „In seiner Natur verbindet er Produktivität und Rezeption. Er sieht mit den Augen des Mannes und denen des Weibes zugleich. So wird das am Künstler geforderte hohe Empfindungsvermögen in ihm zum Zauberspiegel, mit welchem derselbe Welt und Menschen erfaßt und sie in jener Verklärung wieder strahlen läßt, die den unnennbaren Reiz der Kunst ausmacht . . . Er ist so recht geeignet, Träger und Ausgangspunkt für sämtliche Kunzweige zu werden; für die anspruchslosesten wie für die höchsten.“ Wenn wir von der heimlichen Tendenz dieser Worte abssehen, so hat Frey in seinem Buch aber doch ein höchst schätzenswertes Material über das homoerotische Problem in der Kunst und Litteratur zusammengestellt und uns den

* Der Eros und die Kunst. Leipzig. Verlag von Max Spohr.

/ Schlüssel zum Verständnis der Werke vieler hervorragender Persönlichkeiten gegeben.

In der Litteratur aller Zeiten und Länder hat der Eros im homoerotischen Gewande (Freundesliebe-Lieblingminne) eine wichtige Rolle gespielt. Die Freundesliebe ist ein Naturspiel, das da, wo es sich frei entfalten durfte, seine eigenartigen Früchte getragen hat. Persien war und ist heute noch das Land, wo die Freundesliebe eine Heimstätte gefunden hat. Ob und inwieweit die anderen Länder des Altertums, vor allem Griechenland, in der Ausübung der Freundesliebe und in ihrer sittlichen Anschauung bezüglich derselben von Persien beeinflußt worden sind, diese Frage läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Jedenfalls hat aber bei den Persern nicht nur im Altertum, sondern auch in späteren Zeiten die Freundesliebe als eine durchaus sittliche Betätigung gegolten, und sie hat auch in der Litteratur ihren eigentümlichen Reflex gefunden. Der große persische Sänger der männlichen Liebe und Schönheit, welcher der Weltlitteratur angehört, ist Eddin Mohamed Hafis (gest. 1389). Seiner Freundesliebe gibt er in folgenden Versen unverhohlen Ausdruck:

Zarteres als dein Wangenrot, holder Knabe, gibt es nicht,
Weicheres als ein Ruhepfuhl hier im Moose gibt es nicht.
Glühende Küsse, schaust du sie? Wag es ohne Zwang zu sein!
Süßres als mit dir, o Lieb, ein Gekose gibt es nicht!

Wie Frey bemerkt, haben spätere Übersetzer und Nachahmer dafür gesorgt, daß statt „Knaben“, das Postulat deutscher Wohlstandigkeit erfüllend, das „Mädchen“ gesetzt wurde. Eine ähnliche Korrektur ist an den Lieblingsdichtungen der größten Geister der Weltlitteratur von Sittlichkeitsfanatikern im Interesse der herkömmlichen Moral vollzogen worden. Wir wollen uns im Folgenden mit einigen besonders interessanten, homoerotisch empfindenden Persönlichkeiten, die der Weltlitteratur angehören, beschäftigen: Shakespeare, Michelangelo, Graf Platen, Oscar Wilde.

* * *

Viel Ärger haben Shakespeares Sonette den Kommentierungswütigen Philologen bereitet.* Die Tatsache, daß dieselben an eine männliche Person gerichtet sind, läßt sich nicht ableugnen, darum mußten sie eine Auslegung und Umdeutung erfahren, damit das „sittliche“ Renommee des Dichters gewahrt bliebe. Die Sonettenerklärer teilen sich in zwei Hauptgruppen: die Suppositionstheoretiker und die Fiktionstheoretiker. Die erste Gruppe läßt den Dichter nicht selbst, sondern für eine andere Person sprechen. Danach hätte Shakespeare die Sonette im Auftrag oder „auf Bestellung“ eines hohen Gönners, wie etwa des Grafen Southampton, Pembroke oder Essex, verfertigt. Niedriger läßt sich die dichterische Tätigkeit eines Shakespeare kaum einschätzen! Die Fiktionstheoretiker verfahren etwas klüger. Sie lassen den Dichter gewissermaßen als Experimentator auftreten. Shakespeare versetzt sich aus wer weiß welchen Gründen in die Situation eines liebenden Weibes und dichtet als solches darauf los. Der Widerspruch liegt auf der Hand. Denn es wird keinem großen Dichter einfallen, auch nur ein lyrisches Gedicht zu verfassen, ohne mit dem ganzen Herzen dabei zu sein, geschweige denn eine ganze Serie.

Wie unsere deutschen Sonettenerklärer (Delius, Gilde-meister, Gödeke u. a. m.), so verwirft auch ein englischer Shakespeareforscher, Sidney Lee**, den autobiographischen Charakter derselben. Lee gibt zu, daß wohl die meisten von Shakespeares Sonetten auf den ersten Blick als Selbstbekenntnisse erscheinen, vergleicht man sie aber mit den vielen tausend Sonetten, die im 16. Jahrhundert in Frankreich, England und Italien verfaßt worden sind, so dürften erstere nur noch als Geschicklichkeitsproben oder im besten Fall als hervorragende Nachdichtungen in Betracht kommen. „Von den Gedanken und Ausdrücken“ sagt Lee, „die sich

* Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich bemerkt, daß hier nur der Verfasser der Sonette in Betracht kommt; der Name (Shakespeare, Bacum u. a.) tut nichts zur Sache.

** William Shakespeare, sein Leben und seine Werke, von Sidney Lee. Durchgesehen und eingeleitet von Prof. Dr. Rich. Wülker, Leipzig. Georg Wigand 1901.

Sup.

→ Dichtung
= Expressiv

Fikt.

= Rollengedicht

in Daniels, Dles, Sidneys !
nen Gedichte
bisce Gebrau
genossen zu
ton lehnt er s
speares Son
Tage treten,
Nachahmung
der Theorie
scher Poet, g
nicht das, w
Stimmungen
tet man die
dichtungen,
geschafft. N
geringste tat
Theorie, wie

Das So
es nicht phil
speare war
das intellec
dem sensiti
In seinen ly
die Doppel
speare selbs
bewußt. Im

T
W
T
T

* In freier

te den kommen-
Tatsache, daß
et sind, läßt sich
slegung und Um-
Renomme des
älärer teilen sich
oretiker und die
den Dichter nicht
rechen. Danach
g oder „auf Be-
es Grafen South-
Niedriger läßt
peare kaum ein-
etwas klüger.
Experimentator
er weiß welchen
eibes und dichtet
h liegt auf der
er einfallen, auch
e mit dem ganzen
ne ganze Serie.
r (Delius, Gilde-
h ein englischer
tobiographischen
vohl die meisten
Blick als Selbst-
sie aber mit den
ndert in Frank-
sind, so dürften
n oder im besten
Betracht kommen.
gt Lee, „die sich

bemerkt, daß hier nur
akespeare, Bacum u. a.)

rke, von Sidney Lee.
ig. Georg Wigand 1901.

in Daniels, Draytons, Watsons, Bownabes, Barnes, Constables, Sidneys Sonetten vorfinden, machte Shakespeare in seinen Gedichten ebenso mit Bewußtsein und ohne Gewissensbisse Gebrauch, wie er Stücke und Romane seiner Zeitgenossen zu seinen Dramen benutzte. Besonders an Drayton lehnt er sich an. Ähnlichkeiten, wie sie zwischen Shakespeares Sonetten und denen Petrarcas und Desportes zu Tage treten, sind wohl durch sein Studium der englischen Nachahmungen jener Dichter hervorgerufen worden.“ Nach der Theorie Lees verliert Shakespeare entschieden als lyrischer Poet, gewinnt aber indirekt als Dramatiker, da er eben nicht das, was ihn selbst bewegt, sondern die Gefühle und Stimmungen Anderer zum Ausdruck gebracht hat. Betrachtet man die Sonette nach dem Vorgang Lees als bloße Nachdichtungen, dann wäre die Streitfrage überhaupt aus der Welt geschafft. Nun gibt es aber für die Auffassung Lees nicht die geringste tatsächliche Unterlage und damit fällt seine ganze Theorie, wie die der deutschen Philologen, in sich zusammen.

Das Sonettenproblem ist aber sofort gelöst, wenn man es nicht philologisch, sondern psychologisch auffaßt. Shakespeare war ein seelischer Hermaphrodit, in dessen Natur das intellektuell überwiegende Element des Mannes sich mit dem sensitiven Element des Weibes harmonisch vereinigte. In seinen lyrischen Dichtungen, den Sonetten, objektiviert sich die Doppelnatur des Dichters mit elementarer Kraft. Shakespeare selbst war sich seiner doppelseitigen Beanlagung wohl bewußt. Im Sonett 144 charakterisiert er sich folgendermaßen:

Two loves I have of comfort and despair,
Which like two spirits do suggest me still:
The better angel is a man sight fair,
The worser spirit a woman colour d' ill.*

* * *

* In freier Übertragung:

Die Liebe ist für mich ein Doppelwesen,
Das mich beherrscht in Lust und Leid.
Als besseres Ich hab ich den Mann mir auserlesen,
Was schlecht und niedrig an mir ist, heißt Weib.

→ StG

Wie die Sonette Shakespeares, so sind auch die eines anderen großen Künstlers und Dichters — Michelangelo — Gegenstand einer spitzfindigen philologischen Auslegung geworden. Hier wie dort dieselbe Verkennung der Ursachen und unmittelbar daraus hervorgehend: eine unendliche Reihe von „Ehrenrettungsversuchen“. Lange Zeit hat man die Liebesgefühle, denen Michelangelo in seinen Sonetten Ausdruck verliehen hat, überhaupt nicht verstanden oder falsch ausgelegt, indem man ihren Ursprung von dem überschwänglichen Freundschaftskultus, der seiner Zeit eigen gewesen ist, abgeleitet hat. Den vagen Vermutungen bezüglich des Seelenlebens Michelangelos tritt Dr. Numa Prätorius in einer Studie „Michelangelos Urningtum“ (Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, II. Jahrgang) mit aller Entschiedenheit entgegen und sucht die homoerotische Veranlagung des Künstlers aus seinen Sonetten festzustellen.

Schon zu Lebzeiten Michelangelos stellte ein Zeitgenosse, Varchi, der Vorlesungen über seine Dichtungen hielt, es als eine Tatsache hin, daß eine Anzahl derselben an den jungen Tomaso di Cavalieri, den intimen Freund Michelangelos, gerichtet seien. Die Liebe zu jenem bezeichnete er als eine „sokratische, voll platonischer Gedanken.“ Nach Varchi kommt, wie Scheffler,* den Prätorius hier als Quelle benutzt, sagt, das System der Verdunkelung der Tatsachen auf. Scheffler weist in seiner Schrift nach, daß die einzige Frau, die im Leben Michelangelos eine Rolle gespielt hat, die Marquise Vittoria Colonna, nur in einem freundschaftlichen Verhältnis zu ihm gestanden habe. Ferner stellt er fest, daß die der Colonna gewidmeten Gedichte der Liebesleidenschaft gänzlich entbehren, und nur die an Jünglinge gerichteten Sonette echte erotische Gefühle wiederspiegeln („der in der Glut wahrer Leidenschaft sich offenbarende Eros“). Außerdem betont Scheffler, daß Platos Werke und Gedanken das ästhetische Gefühl und die Liebesrichtung

des großen M
dieser Liebe
Michelangelos
keit seiner g
handle ich ir
zwange, der n

Das wil
Michelangelos
32 Jahre bis
wurde Michel
Porträts er malt
beeinflußt hat.
schaft für Cav

O sel
Erbar
Steht
Daß
Zu sc
Den I

Außer zu
anderen Jüng
Febo di Pogg

Sin
Wen
Gese
Wo

Michelang
interessanteste
bewußt seinem
er auf der Hö
letzten Lebensj
überwogen, fü

* Aus der Üb
Thonret, Berlin. Sp

* Michelangelo, eine Renaissancestudie. Altenburg. Verlag von Geibel.

d auch die eines Michelangelo — en Auslegung ge- g der Ursachen unendliche Reihe hat man die Lie- sonetten Ausdruck oder falsch aus- m überschwäng- egen gewesen n bezüglich des ratorius in einer ch für sexuelle tenheit ent- ing des Künstlers

ein Zeitgenosse, gen hielt, es als h an den jungen Michelangelos, ge- niete er als eine

Nach Varchi als Quelle be- Tatsachen auf. e einzige Frau, spielt hat, die indschaftlichen illt er fest, daß Liebesleiden- Jünglinge ge- niederspiegeln offenbarende s Werke und Liebesrichtung

von Geibel.

des großen Meisters beeinflußt hätten. Der letzte Grund dieser Liebe ist aber nur in der konstitutionellen Anlage Michelangelos zu suchen. Er selber betont ja die Natürlichkeit seiner gleichgeschlechtlichen Liebe: „Und weiterhin handle ich in meiner Liebe ja auch unter einem Naturzwange, der mich entschuldigt.“

Das wichtigste Freundschafts- resp. Liebesverhältnis Michelangelos ist dasjenige zu dem jungen Cavalieri, das 32 Jahre bis zum Tode des Meisters anhält. Cavalieri wurde Michelangelos Schüler, er war der einzige, dessen Porträt er malte und der ihn in seinen künstlerischen Plänen beeinflußt hat. In vielen Sonetten hat er seiner tiefen Leidenschaft für Cavalieri ergreifenden Ausdruck gegeben:

Nr. 48.*

O selger Tag, der einst Gewißheit bringt!
Erbarmt Euch, Zeit und Stunde, Tag und Sonne:
Steht plötzlich still in Eurem ewgen Gange;
Daß mirs auch ohne mein Verdienst gelingt,
Zu schließen in die Arme voller Wonne
Den holden Freund, nach dem ich längst verlange!

Außer zu Cavalieri erglühete Michelangelo auch zu anderen Jünglingen in leidenschaftlicher sinnlicher Liebe. Febo di Poggio besingt er folgendermaßen:

Vor deiner Augen Pracht
Sinkt jeder Blick, der Trotz ist überwunden!
Wenn einer je den Freudentod gefunden,
Geschiehts in solchen Stunden,
Wo Schönheit unterliegt der Liebe Macht !

Michelangelo ist, psychologisch betrachtet, eine der interessantesten Erscheinungen der Lieblingminnenden, da er bewußt seinem homoerotischen Naturtriebe nachhing, solange er auf der Höhe seiner Schaffenskraft stand. Erst in seinen letzten Lebensjahren, als die religiösen Stimmungen bei ihm überwogen, fühlte er sich schuldbeladen und empfand tiefe

* Aus der Übersetzung von Walter Robert Tornow; Ausgabe von Georg Thonret, Berlin. Spenersche Buchhandlung 1896.

Reue über seine mannmännliche Liebe. Sein Sonett Nr. 299 klingt in die wehmütigen Verse aus:

Mir fehlt an eigener Kraft, die fähig wäre,
Zu ändern, was ich trieb mein Leben lang,
Wenn du (Gott) nicht Ziel und Halt gibst meinem Gang,
Nicht dein Geleit mir gibst, das leuchtend — hehre!

Für die Beurteilung der Naturanlage und der Liebesrichtung Michelangelos dürfte die Tatsache, daß der große Meister keinen weiblichen Körper hat bilden können, von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein. Seine großen Kompositionen atmen einen herben männlichen Geist, und es überwiegt in ihnen der gedankliche Inhalt, nicht das erotische Element. Weiblichen Gestalten begegnen wir selten in seinen Werken, und wo er sich ihrer als allegorische Figuren bedient, wie an dem Grabmal der Mediceer, nehmen dieselben einen männlichen Ausdruck an. Dahingegen erkennen wir überall in seinen kraftvollen Jünglingsgestalten den begeisterten Sänger der männlichen Schönheit wieder.

* * *

Einen schätzenswerten Beitrag zur Psychologie der Homoerotik und ihren Einfluß auf die litterarische Produktion stellt das Tagebuch des Grafen Platen dar. Die Tagebuchblätter geben uns einen interessanten Kommentar zu den lyrischen Schöpfungen des unglücklichen Dichters, der freudlos dahinsiechte, weil das Odium der Verworfenheit und Lasterhaftigkeit auf ihm ruhte. Platen, der im Gegensatz zu Shakespeare und Michelangelo seine mannmännliche Liebe als einen Makel empfand, hatte nichts aus seinem Tagebuch der Öffentlichkeit mitgeteilt. Es war lediglich für ihn bestimmt, der einzige Freund, den er „die Schwäche des menschlichen Herzens“ zu seinem Trost anvertrauen konnte. Auch sein Freund, Dr. Pfeuffer, dem er es im Jahre 1833, als er zum letztenmal in Deutschland weilte, übergab, und der Philosoph Schelling, der mit jenem zusammen die nachgelassenen Manuskripte sichtete, stand von einer Veröffent-

also w^und
feminin

Literaturpsychologie

lichung ab. Sp^u
beschränkten He
ständige Ausga^t
Grafen Platen i

Platen mac^h
strengen Unter
freundschaftliche
anstalt an, so
von Perglas. C
er: „Ich liebe
glaube, daß ic
und daß der le
getan werden.“
nach Liebe: n
entspringender
Alter, dem die
sich einem Wes
Lebensüberdrul
Gedanke, der
weitem auf da
glaubte er di
können, und e
zu verlieben.
in mein Herz e
hinz: „Doch v
Diese Neigung
Hoffnung ist,
Bekanntschaft
noch heute in

Wo imme
einem gewisse
beruhte diese
sich lieber in

* Die Tagebu^d
Dichters herausgege
bei Cotta.

in Sonett Nr. 299

einem Gang,
hehre!
nd der Liebes-
daß der große
en können, von
Seine großen
hen Geist, und
halt, nicht das
begegnen wir
ihrer als alle-
abmal der Me-
n Ausdruck an.
nen kraftvollen
ähnlichen

psychologie der
che Produktion
Die Tagebuch-
nentar zu den
Dichters, der
Verworfenheit
r im Gegensatz
ähnliche Liebe
nem Tagebuch
h für ihn be-
schwäche des
trauen konnte.
m Jahre 1833,
übergab, und
nen die nach-
ter Veröffent-

lichung ab. Später entschloß sich jedoch Pfeifer zu einer beschränkten Herausgabe des Tagebuchs. Die erste vollständige Ausgabe des ersten Bandes der Tagebücher des Grafen Platen ist jedoch im Jahre 1896 veröffentlicht.*

Platen machte zwischen Freundschaft und Liebe einen strengen Unterschied. Mehrere kameradschaftliche resp. freundschaftliche Beziehungen knüpfte er auf der Kadettenanstalt an, so mit dem Grafen Fugger und dem Freiherrn von Perglas. Über seine Freundschaft mit letzterem schrieb er: „Ich liebe ihn zwar mit aufrichtiger Achtung; aber ich glaube, daß ich bei diesem Grade werde stehen bleiben, und daß der letzte Schritt, der mir noch mangelt, nie wird getan werden.“ In diesen Worten macht sich das Verlangen nach Liebe: nach leidenschaftlicher, dem sexuellen Triebe entspringender Liebe schon bemerkbar. Er steht in einem Alter, dem die Freundschaft nicht mehr genug ist, er muß sich einem Wesen anschließen, um sich vor dem aufsteigenden Lebensüberdruß zu bewahren. Und da entdeckt er — ein Gedanke, der ihn zittern macht — daß seine Neigung bei weitem auf das eigene Geschlecht gerichtet ist. Anfänglich glaubte er die ihm eingeborene Neigung korrigieren zu können, und er versuchte darum ernstlich, sich in ein Weib zu verlieben. „In diesem Zeitraum schien sich Weiberliebe in mein Herz einzuschleichen.“ Aber bald setzte er resigniert hinzu: „Doch vielleicht war dies bloß Bedürfnis zu lieben... Diese Neigung erlosch mit der Zeit; denn wo keine rechte Hoffnung ist, da ist auch keine Liebe. Würde ich ihre Bekanntschaft nicht gemacht haben, so wäre ich vielleicht noch heute in sie verliebt.“

Wo immer sich bei Platen eine gewisse Zuneigung zu einem gewissen Individuum des anderen Geschlechts einstellte, beruhte diese auf dem Gefühl der Pietät, daher bewegte er sich lieber in der Gesellschaft älterer als jüngerer Frauen.

* Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus den Handschriften des Dichters herausgegeben von G. von Laubmann und L. v. Scheffler. I. Band. Stuttgart bei Cotta.

Alle Reflexionen über seine Natur können ihn nicht über die Tatsache der homoerotischen Empfindung hinwegtäuschen. Seinem Schicksal kann er nicht entrinnen, und ehe er sich dessen recht bewußt ist, bemächtigt sich seiner die erste große Leidenschaft. (Friedrich von Brandenstein, Kavallerieoffizier in bayerischen Diensten). Später vertraute er seinem Tagebuch an, daß er damals noch keine Idee hatte, daß ein strafbares Verhältnis zwischen Männern existieren könne, sonst würde ihn dieser Gedanke vielleicht zurückgeschreckt haben. Es gelang dem unglücklich veranlagten Dichter indessen nie, sich dem abgöttisch Geliebten zu nähern, worüber sich seiner eine düstere Gemütsstimmung bemächtigte, die oft in seinen Liedern einen ergreifenden Wiederhall fand:

Wo ist das Lied, das mir verhallt
In Freuden sonst und Schmerz:

— — — — —
Und, ach, mir ist mein junges Sein
Schon eine alte Last!

Platens Kampf ist, wie aus jedem Blatt seiner Selbstbekenntnisse hervorgeht, ein furchtbarer gewesen, der schließlich zu einer vollständigen Zerrüttung und zum Lebensüberdrüß führen mußte. Nur die Überzeugung, die ihm durch eine strenge Selbstkontrolle allmählich geworden war, daß nämlich die Natur ihn mit einer gleichgeschlechtlichen Neigung ausgestattet habe, hielt ihn noch aufrecht. „Zwitterhafte Gefühle nährt die Liebe in meinem Busen, vor denen mancher schaudern würde; aber Gott weiß es, meine Neigung ist rein und gut.“

Platens Selbstbekenntnisse zeugen davon, daß die homoerotische Neigung ein unverschuldeter Seelenzustand ist und daß sie wohl vereinbar ist mit Hoheit der Gesinnung und Größe der Anschauung.

* * *

Eine der interessantesten litterarischen Persönlichkeiten neuerer Zeit ist der englische Dichter und Ästhetiker Oscar

Wilde, der Veranlagung storben ist. mit Erfolg b er bereits se erschienen d Sphinx“, „Der mehrmals Fächer der I „Ein idealer stücken der

Seine g durch seinen Wilde weger Geschlechts beweises zu urteilt, die ih Von dem Ze Geächteter, d hatte, nahm anstaltete ei Seine Bi Bibliotheken Repertoir ge den Verleger in der neuer

folgt der Argumentation von Frey.

* Jetzt neu
** In seiner
Wilde über die gl Jahrhundert ihren
einem jüngeren,
Grundlage seiner
und Shakespeares
und die größten
wird in unserem
Gerichts geführt
älteren Mann und
seine unberührte,
muß, will die We
der sie ausübt.“

ihn nicht über hinwegtäuschen. und ehe er sich seiner die erste stein, Kavallerie- traute er seinem ee hatte, daß ein xistieren könne, zurückgeschreckt anlagen Dichter poten zu nähern, tsstimmung be- en ergreifenden

tt seiner Selbst- gewesen, der und zum Lebens- jugung, die ihm n geworden war, geschlechtlichen recht. „Zwitter- usen, vor denen eiß es, meine u, daß die homo- zustand ist und Gesinnung und

Persönlichkeiten sthetiker Oscar

Wilde, der als ein Opfer seiner gleichgeschlechtlichen Veranlagung am 30. November 1900 in Paris im Elend verstorben ist. Wilde hat sich auf den verschiedensten Gebieten mit Erfolg betätigt. Im Alter von 21 Jahren veröffentlichte er bereits seine erste Gedichtsammlung. In schneller Folge erschienen dann seine Prosaschriften: „Der Römer“, „Die Sphinx“, „Dorian Gray“. Auch als dramatischer Dichter ist er mehrmals hervorgetreten. Seine Theaterstücke* „Der Fächer der Lady Windermere“, „Eine unbedeutende Frau“, „Ein idealer Gatte“ u. a. zählten einst zu den Repertoirestücken der englischen Bühne.

Seine glänzend begonnene Laufbahn wurde jedoch durch seinen „Fall“ jäh unterbrochen. Im Jahre 1895 wurde Wilde wegen straflichen Umgangs mit Personen desselben Geschlechts angeklagt und auf Grund eines bloßen Indizienbeweises zu einer entehrenden zweijährigen Kerkerhaft verurteilt, die ihn seelisch und körperlich zu Grunde richtete.** Von dem Zeitpunkt seiner Verurteilung an war Wilde ein Geächteter, dieselbe Gesellschaft, die ihn einst verhätschelt hatte, nahm plötzlich Anstoß an seinen Werken und veranstaltete einen allgemeinen Boykott gegen den Dichter. Seine Bücher wurden aus allen öffentlichen und privaten Bibliotheken entfernt, seine Theaterstücke schleunigst vom Repertoire gestrichen und der Vertrieb seiner Werke von den Verlegern abgelehnt. Dieser litterarische Spektakel dürfte in der neueren Geschichte einzig dastehen.

teleph.
dort?

* Jetzt neu verlegt bei Max Spohr in Leipzig.

** In seiner Verteidigungsrede vor dem Zentral-Kriminal-Court äußerte sich Wilde über die gleichgeschlechtliche Liebe folgendermaßen: „Die Liebe, die in unserem Jahrhundert ihren Namen nicht nennen darf, die Zuneigung eines älteren Mannes zu einem jüngeren, wie sie zwischen David und Jonathan bestand, wie sie Plato zur Grundlage seiner Philosophie mache und wie wir sie in den Sonetten Michelangelos und Shakespeares finden — jene tiefe Neigung, die ebenso rein wie vollkommen ist und die größten Künstler zu ihren bedeutendsten Werken begeistert hat — jene Liebe wird in unserem Jahrhundert so mißverstanden, daß sie mich vor die Schranken des Gerichts geführt hat . . . Sie ist nur geistig, und sie besteht allein zwischen einem älteren Mann und einem jüngeren, wenn der ältere geistvoll ist und der jüngere noch seine unberührte, frische Hoffnungs- und Lebensfreudigkeit besitzt. Das dem so sein muß, will die Welt nicht verstehen. Sie höhnt und stellt bisweilen den an den Pranger, der sie ausübt.“

Für Wildes ästhetische — wie allgemeine Weltanschauung, ist sein Roman „The picture of Dorian Gray“* von grundlegender Bedeutung. In diesem Roman behandelt er das Schicksal und den Untergang eines Mannes, der von Stufe zu Stufe sinkt und selbst zum Verbrecher wird, da er den ihm eingeborenen Trieb nicht zu meistern weiß. Zwei Charaktere, von denen jeder einen besonderen Typus seiner Art darstellt, spielen, der eine bewußt, der andere unbewußt, eine verhängnisvolle Rolle im Leben Dorian Grays: Lord Henry Watton und der Maler Basil Hallward. Es ist erstaunlich, mit welcher Meisterschaft Wilde die geheimen Fäden, die sich von Mensch zu Mensch spinnen, ohne daß sich der Einzelne über die Grundursachen der Sympathien und Antipathien, der leidenschaftlichen Zuneigung und des Hasses klar wird, geschildert hat.

Lord Henry Watton ist einer jener schönheitstrunkenen Müßiggänger der „besten“ englischen Gesellschaft, der „upper ten“, die zu keinem bestimmten Beruf erzogen, ihre Lebensaufgabe in der Befriedigung ihrer sinnlichen Instinkte erblicken. Lord Henry ist aber, wie leicht zwischen den Zeilen zu lesen, kein homoerotisch Beanlagter, sondern in jeder Hinsicht ein Übersättigter. Er hat das Liebesleben in allen Stadien soweit durchkostet, daß er angeekelt von dem eigenen Treiben und dem Treiben der Welt, sich in sich zurückzieht, um nur noch einem hochmütigen Personenkultus zu huldigen. Nichts ist ihm widerwärtiger als die produktive Arbeit. In diesem Sinne sucht er Dorian Gray zu erziehen; und mit der ihm eigenen Ausdauer gelingt es ihm, aus einem unverdorbenen Jüngling einen Wüstling zu machen. Mit Stolz konnte er schließlich von ihm sagen: „Du bist der Typus, nach dem man heute sucht, welchen man aber zu finden fürchtet. Ich bin glücklich, daß du nie etwas getan hast, weder eine Statue gemeißelt, noch ein Bild gemalt, überhaupt nichts Äußerliches produziert hast. Du hast dich

* Dorian Gray von Oscar Wilde. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Johannes Gaulke. Max Spohr, Leipzig.

in Musik umgesehen.“ Die Element, das punkt erreicht Weib und die da sie stets vo Die Ehe ist Die eheliche T der Liebe, die Treulose ken schlecht. Sie den Verstand, standes über

So sieht aus. Von Na Befriedigung getötet. Sein hat er das seinem seelis auf die Jugen ist demnach r der Liebling gegenüberges erotikers Hallward, weiter erstre

„Es ist schaftlicher der Fall ist, ein Weib die Zeit gesagt, daß di nichts zu t Zuneigung z auf Jeden, schließlich

e Weltanschau-
orian Gray“*
oman behandelt
annes, der von
her wird, da er
rn weiß. Zwei
en Typus seiner
ndere unbewußt,
an Grays: Lord
d. Es ist er-
die geheimen
nen, ohne daß
der Sympathien
igung und des

nheitstrunkenen
ellschaft, der
f erzogen, ihre
lichen Instinkte
zwischen den
er, sondern in
Liebesleben in
eekelt von dem
t, sich in sich
Personenkultus
die produktive
y zu erziehen;
hm, aus einem
machen. Mit
„Du bist der
man aber zu
e etwas getan
n Bild gemalt,
Du hast dich

n übersetzt und mit
eipzig.

in Musik umgesetzt. Deine Tage sind deine Sonette gewesen.“ Die Sünde ist für Lord Henry das einzig freudige Element, das unserem Zeitalter geblieben ist. Den Höhepunkt erreicht der Cynismus in seinen Äußerungen über das Weib und die Ehe. „Die Weiber sind jeder Romantik bar, da sie stets versuchen, eine Liebesleidenschaft zu verewigen. Die Ehe ist aus diesem Grunde durchaus zu verwerfen. Die eheliche Treue verschafft uns allenfalls die stillen Freuden der Liebe, die große tolle Leidenschaft lernt aber nur der Treulose kennen . . . Die Weiber sind ein dekoratives Geschlecht. Sie repräsentieren den Triumph der Materie über den Verstand, während die Männer den Triumph des Verstandes über die Moral repräsentieren.“

So sieht Lord Henry, der Lehrmeister Dorian Grays aus. Von Natur reich begabt, hat er durch eine übermäßige Befriedigung seiner sinnlichen Instinkte sein besseres Ich getötet. Sein Geschlechtsempfinden ist korrumptiert; einst hat er das Weib mit brutaler Sinnlichkeit geliebt, nach seinem seelischen Bankrott ist sein Verlangen aber nur noch auf die Jugend beiderlei Geschlechts gerichtet. Lord Henry ist demnach nichts weniger als ein ausgesprochener Vertreter der Lieblingminnenden. Ihm hat Wilde eine andere Gestalt gegenübergestellt, die als der nobelste Typus eines Homosexueller gelten mag. Es ist der feinfühlige Maler Basil Hallward, dessen Liebe rein geistiger Natur ist, der nichts weiter erstrebt, als die Gegenwart der angebeteten Person.

„Es ist wahr,“ sagt er zu Dorian, „daß ich dich leidenschaftlicher verehrt habe, als dies gewöhnlich unter Freunden der Fall ist. Das mag daher kommen, daß ich nie ein Weib geliebt habe. Ich vermute, daß ich dazu nie die Zeit gefunden habe. Harry hat schon recht, wenn er sagt, daß die „grande passion“ das Vorrecht Derer ist, die nichts zu tun haben . . . Ich muß zugestehen, daß meine Zuneigung zu dir an Wahnsinn grenzt. Ich war eifersüchtig auf Jeden, mit dem du sprachst. Ich wollte dich ausschließlich besitzen. Ich fühlte mich nur in deiner Gegen-

wart glücklich. Wenn du nicht bei mir warst, warst du doch in meiner Kunst gegenwärtig. Es war eine ÜberDspanntheit, und die ist es noch jetzt. Freilich habe ich dir gegenüber nie etwas darüber verlauten lassen. Es wäre auch ein zweckloses Beginnen gewesen, denn du hättest mich nicht verstanden; ich selber habe mich ja nicht verstanden.“

In diesen Worten ist das Bekenntnis eines Homoerotikers ausgedrückt, der sich der Ursache und der Art seiner Zuneigung nicht bewußt ist. Basil Hallward ist eine weniger faszinierende Persönlichkeit als Lord Henry, aber in seinem Gefühlsleben unendlich wahrer und reiner als jener, trotz seiner homoerotischen Anlage. Doch ist ihm das Kainszeichen seiner Geburt zu stark aufgeprägt, um glücklich werden zu können; er fühlt sich sogar schuldbeladen, mag er es auch nicht sein. Ein düsteres Geschick bereitet ihm ein frühzeitiges Ende. Es steckt etwas von tragischer Größe in dieser Gestalt. Hier hat Wilde, sein eigenes Schicksal vorher ahnend, das beste gegeben, das in ihm war. Basil Hallward gehört zu jenen problematischen Naturen, von denen Goethe zutreffend sagt, daß sie keiner Lebenslage gewachsen seien. — —

Es ist der Versuch gemacht worden, „Dorian Gray“ als eine Verteidigungsschrift der Lieblingminne und ihrer Ausschweifungen zu stempeln; wer das Buch aber unbeirrt durch die billigen Schmähungen liest, dürfte auch nicht die geringste Spur einer bestimmten Tendenz darin entdecken. Hier, wie auch in seinen anderen Romanen und Bühndichtungen, in denen Wilde ein gesellschaftliches oder erotisches Problem behandelt, ist ihm auch nicht die geringste Absichtlichkeit, als wolle er auf den Leser eine andere als eine rein ästhetische Wirkung ausüben, nachzuweisen. Im Gegenteil könnte man, wenn nun doch einmal der philistrische Maßstab an eine dichterische Arbeit gelegt werden soll, „Dorian Gray“ eine gewisse ethische Tendenz nicht absprechen. Denn der fluchbeladene Held geht ja unter

Von wen? wo?

schauerlichen
bei einer Dic
Wert wird a
Gestaltungskra
anbelangt, so
stellung diese
Der Vorwurf
Dichtung; es
und Ausführu
ein Naturräte
im homoerot
vorwurf der K

varst, warst du
ar eine Über-
ch habe ich dir
ssen. Es wäre
enn du hättest
h ja nicht ver-

eines Homo-
e und der Art
allward ist eine
rd Henry, aber
und reiner als
och ist ihm das
ägt, um glück-
schuldbeladen,
ck bereitet
von tragischer
sein eigenes
en, das in ihm
problematischen
daß sie keiner

„Dorian Gray“
inne und ihrer
h aber unbeirrt
auch nicht die
arin entdecken.
i und Bühnen-
taftliches oder
ht die geringste
ine andere als
zuweisen. Im
der philiströse
werden soll,
enz nicht ab-
geht ja unter

schauerlichen Umständen zu Grunde! Schließlich kommt es bei einer Dichtung aber garnicht auf die Tendenz an; ihr Wert wird allein durch die darin entfaltete künstlerische Gestaltungskraft bestimmt. Und was die homoerotische Liebe anbelangt, so hat sie als Vorwurf der künstlerischen Darstellung dieselbe Berechtigung wie die normalgeschlechtliche. Der Vorwurf bestimmt noch lange nicht den Wert einer Dichtung; es hängt Alles nur von der Art der Behandlung und Ausführung ab. Die Liebe ist in jeder Betätigungsform ein Naturrätsel und sie wird daher sowohl im hetero- als im homoerotischen Gewande zu allen Zeiten den Hauptvorwurf der Kunst und Dichtung bilden.

Yph. vs. form
JOHANNES GAULKE.



JUDAS

(Aus den „Evangelien“).

Als er das Brot bricht in gewohnter Weise,
 Sinkt ihm die Hand wie kraftlos in den Schoß;
 Da flüstern Angst und Schmerz im Jüngerkreise,
 Und eine Traurigkeit unendlich groß,
 Ein Todesahnen schauert durch den Saal . . .
 Indes steht Judas, dumpf und leichenfahl,
 Am Fenstersims und brütet in die Nacht.
 Blauschwarze Finsternis und fern die Pracht
 Entfesselter Gewitter! — — dumpf und schwer
 Dringt nun die Rede Christi zu ihm her . . .
 Er hört der Jünger ratlos wirre Fragen
 Und fühlt den Haß, fühlt seine Liebe zagen —
 Er rafft sich auf und langsam, felsenstarr
 Tritt er ins Licht, sein Auge funkelt klar
 Und taucht sich in des Heilands milde Augen,
 Die sich in seine starke Seele saugen —
 In diesem Augenblick fährt er zusammen,
 Dicht vor ihm steht in lauter Licht und Flammen:
 Christus der Herr, die wunderbare Macht,
 Die beider Seelen dienstbar sich gemacht,
 Und er erkennt den Gott, der nun gebot:
 Für Euren Glauben, Euren Wahn den Tod! —
 Er sieht vor sich mit weitem, klarem Blick
 Der Weltgeschichte wechselndes Geschick! —
 Er sieht, was niemand sieht . . . Indes spricht mild
 Christus der Knecht: „Tu bald, was dir beliebt!“
 Und bricht das Brot und taucht es ein und gibt
 Es dem Verräter . . . Schweigen rings — und wild
 Ein Rufen fern. Ein Licht erlischt im Saal . . .
 Ein Todesgrauen schauert durch den Saal . . .

— — — — —

Und Judas stürzt wahnsinnig durch die Nacht,
 Blauschwarze Finsternis. Gewitterpracht!
 „Ich selbst ein Knecht und du ein Knecht! Entfachen
 Will ich die Kraft und Dich zum Herren machen!“ —

HANS BENZMANN.



CHRISTUS
WULF SCHWERDTI

oß;
eise,

wer

n,

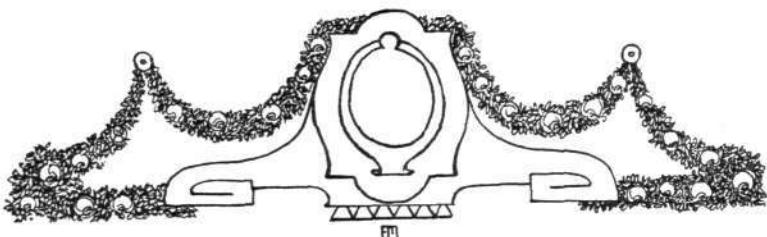
men:

—
cht mild
ebt!
ibt
nd wild

fachen
en!" —
ENZMANN.



CHRISTUS
WULF SCHWERDTFEGER



VIER POESIEN VON ANDRÉ DALIO*

AN DEN LIEBEN GOTT

Lieber Gott, — ich bin so traurig, so müd. Mir ist so weh, so bitter weh ums Herz. Und ich falte meine Hände, und über meine Lippen geht ein lautloses Beten. —

Ich will beten, lieber Gott, wie ich als Knabe zu dir betete. —
— Weißt du noch lieber Gott? —

Es war so still im Stübchen. Das Licht flackerte leise, und das Schwesterchen schlief unter dem Gut-Nacht ein, noch während es die Worte sprach. —

Und dann kam die Mutter zu mir, ihrem großen Jungen. —

Sie hatte feine, weiße Hände, lieber Gott, und diese feinen, weißen Hände strichen das Haar aus meiner Stirne zurück. — Dann beteten wir, die Mutter und ich, und sie küßte mich auf meine Lippen, auf meine Wangen, auf meine Stirne und zuletzt auf meine Augen. — — —

Ich weiß, sie stand noch Augenblicke an meinem Bett, beugte sich noch einmal über mich, und dann schlich sie leise, leise aus der Stube. — — Und ich preßte meinen Kopf in die Kissen, und betete zu dir, lieber Gott. — Manchmal war es, daß ich leise weinte, daß du mir Tränen in meine jungen Augen gabst, die über die Wangen glühend herunterliefen, und die Kissen und die Decken benetzten. —

Wie waren sie süß, diese heimlichen Tränen. — — Und wie süß war das Einschlafen nach dem Weinen. —

Wenn das letzte Schluchzen den kleinen Körper durchzitterte, wenn das Herz zu zerspringen drohte. —

* Aus dem demnächst erscheinenden Buche desselben Verfassers: „Aus meiner Welt.“ —

Lieber Gott — ich bin kein Knabe mehr. —
Ich bin jung, — so jung. —
Aber meine Seele ist so traurig. —

— Ich möchte wieder weinen, — lieber Gott —
Möchte wieder so viele heiße heimliche Tränen weinen wie damals,
da mein dunkler Lockenkopf in den weißen Kissen lag.
Tränen möchte ich weinen, die Erlösung bringen von den schmerz-
haften Spannungen, die in mir sind, die eisern meine Brust umklammern. —
Tränen —, die leise fließen, die so wohltun, die Seele weich machen
und fein, die die Seele verklären. — — —
O, weinen, weinen möchte ich, lieber Gott, wie damals der kleine
Knabe weinte.

— Lieber Gott, ich bin so allein, so einsam. —
Und die Tränen fliehen mich. —
Meine armen Augen sind müde, so müde. —

— Die Sehnsucht ist in ihnen. —

— Lieber Gott — lieber Gott — ich will weinen. —

LIEBE —

Es gibt überhaupt nur Eines:
Liebe. — —
Liebe, die Gott uns gab, als das Edelste, Höchste, und sie sollte
die Menschen und die Welt segnen. —

— Kommt —
Seid gut! —
Seid wie Brüder sein sollen.
Seid nicht hart. —
Fühlt Ihr nicht, daß ich nicht so lieben kann, wie Ihr? —
Sagte Gott, als er uns die Liebe sandte:
„Du sollst das Weib lieben!“?

— Er gab uns die Liebe als das Heiligste, und in jeder Seele soll
Liebe sein. —

— Kommt —
Seid gut! —

Seid nicht h —
Seid wie Br —
Knaben lieben m —

— Es ist doch
Und Liebe i —

— Warum abe
Eurer Mitte geh —
— Wenn Ihr
Wenn Ihr w —
— Warum,

— Und Gott se —
— O, könntet
— —

— —
— —
Nun liegt
Brettern. — u
dein armes, v

Seid nicht hart.
Seid wie Brüder sein sollen, und fühlet mit mir, daß ich diesen
Knaben lieben muß. —

— —
Es ist doch Liebe. —
Und Liebe ist doch heilig. —

—
Warum aber verstößt Ihr mich, warum heißt mich Euer Blick aus
Eurer Mitte gehn?
— Wenn Ihr wüßtet, wie ein Herz bluten kann, das schuldlos leidet. —
Wenn Ihr wüßtet, wie Augen weinen können! —
— Warum, ach warum seid Ihr so grausam? —

—
Und Gott selbst gab uns die Liebe —, er gab sie Euch und mir. —
— —
O, könntet Ihr fühlen! —



NACHHER —

— —
Nun liegt dein kleiner, blasser Kopf zwischen den grausamen, engen
Brettern. — Und ich knie bei dir, und meine heißen Tränen fallen auf
dein armes, weißes Gesicht. —

Du —

Ist es doch wahr? —

Nein —, nein —

Ich will, ich will es nicht glauben, und ich kann es nicht. —

Aber doch —

Da liegt ja dein geliebter Kopf, und er ist kalt, o Gott, so grausam
kalt. — Meine glühenden Tränen fallen wie auf kalten, bleichen Marmor,
und die Pracht deiner Augen, auf deren Grund deine Seele war, ist tot. —

Für immer tot, —

— Ich muß es glauben.

Denn sie bleiben geschlossen, und Ihre Schönheit ist gestorben. —

— O, wie mein Herz so wehe tut.

Wie meine Tränen um dich weinen. —

— Und da knie ich bei dir, voller Leben und nutzloser Kraft, und
küsse bis zum Wahnsinn deine erstarrten Lippen.

— —

— —

Ich will Gott sein.

Meine Seele will dir Odem einhauchen, damit noch einmal deine
Augen sich öffnen.

Damit noch einmal das verwirrende, beseelige Stammeln von
deinen Lippen klingt.

Damit noch einmal deine lieben Hände die meinen drücken.

— —

Höre mich, Gott, —

Höre mich, —

Herr! Herr Jesus! —

Erwecket ihn —

Denn er war fromm und rein wie ein junger Heiliger. —

— —

— —

Aber er bleibt stumm, der arme tote Mund, sie bleiben geschlossen,
die geliebten Augen. —

— —

Und auf die kleinen Hände fallen die wilden Tränen meiner Ver-
zweiflung. —

— —

nicht. —

Gott, so grausam
bleichen Marmor,
ele war, ist tot. —

ist gestorben. —

tzloser Kraft, und

och einmal deine
le Stammeln von
drücken.

ger. —

ben geschlossen,

nen meiner Ver-



IN SONNENSELIGKEIT —

Daß ich jung bin —
Und mit offenen,
Fröhlichen, sehenden Augen
In die bunte, lustige Welt blicke, —
Macht mich stolz, und glücklich. —
Und — ja —, ich sag es Euch Allen, Allen,
Die Ihres hören möget:
 Ich liebe Knaben,
 Ich bete die Schönheit an,
 Und trinke sonniges Licht,
 Das mich trunken macht. —

Ach, wie das selig ist,
 Wie das die Brust schwelt, und weit macht —
 Das Gefühl
 Zu sehen —
 Und zu wissen. —
 — Lächelt nur, lächelt, Ihr Weisen, —
 Die Ihr nicht sieht und nicht fühlt,
 Trotzdem Ihr so weise seid! —

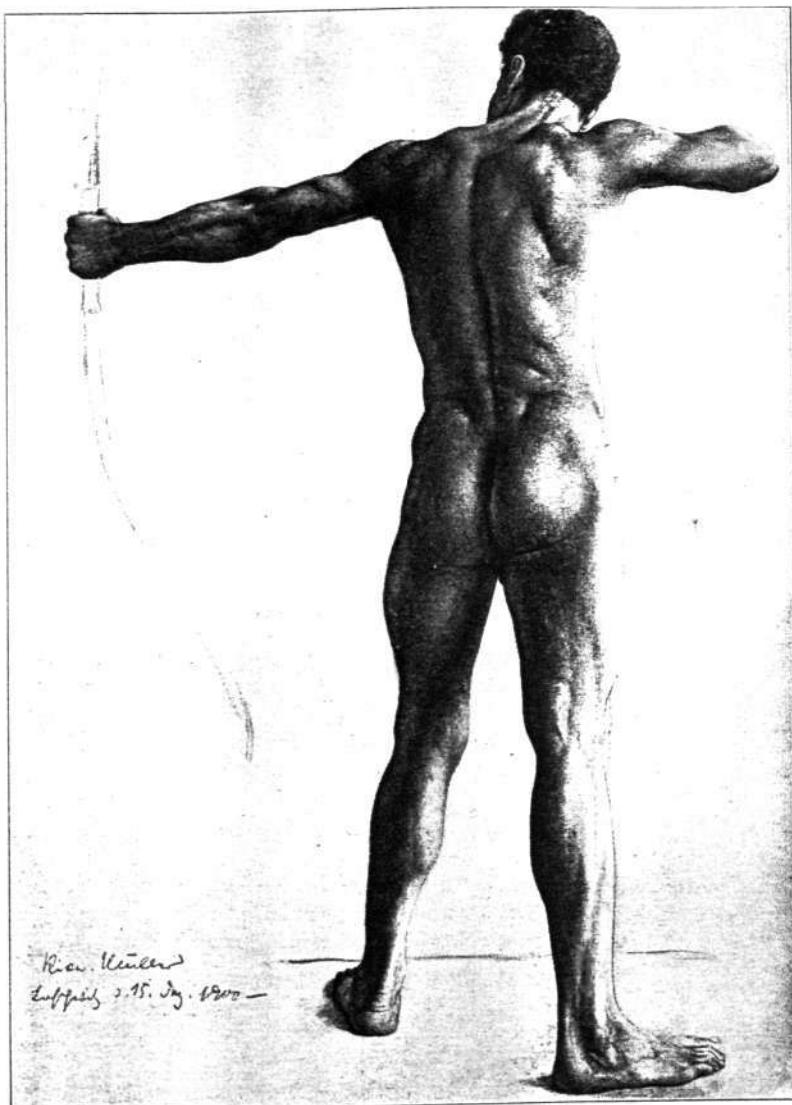
— Lächelt —
 Ich aber lächle auch, —
 Ganz still,
 Aber dann lach ich so laut und so lustig,
 So unbändig — —,
 Und schaue hinauf zu meiner Sonne,
 Die in gleißender Pracht
 Am blauen Himmel glüht, —
 Und ich denke an den Knaben,
 Der meine Liebe will —
 Und laut, laut rufe ich hinaus
 In die flammende, heiße
 Sonnenluft —
 — Heissah —
 — Sonne — Sonne —
 Ich bin glücklich — — — — —



DER BOGENSC.
NACH EINER KRE.
VON RICH. MÜLL.

heit macht —

lustig,



DER BOGENSCHÜTZ
NACH EINER KREIDEZEICHNUNG
VON RICH. MÜLLER-LOSCHWITZ



IM DÜNENSANDE

W. von GLOEDFN

GEWITTERNACHT

Es war im Herbst des Jahres 1898. Die ganze Gegend war mit Soldaten überschwemmt: wir standen unter dem Zeichen des Manövers. Jedes kleine Städtchen, jedes kleine Dorf hatte plötzlich eine Besatzung erhalten. Das Hauptquartier, welches sogar den obersten Kriegsherrn des Reiches in seinen Mauern beherbergte, war ungefähr eine Stunde von dem kleinen Neste entfernt, in dem ich damals wohnte. Auch in unserer Stadt entfaltete sich ein reges militärisches Leben. Das alte Schloß bewohnte der Thronfolger eines deutschen Herzogtums, und in den Häusern der Stadt hatten viele hohe und höchste Offiziere Wohnung gefunden.

Meine Eltern weilten im Bade. Sie hatten von dem Trubel des Manövers nichts sehen wollen. Ich hatte gehofft, daß man mich mit Einquartierung verschonen würde, aber ich sollte mich getäuscht haben: man meldete mir plötzlich einen Rittmeister nebst Pferden und Burschen an. Pferde und Burschen waren leicht unterzubringen, aber mir war ganz unklar, wo ich mit dem Rittmeister bleiben sollte. Ich hatte die Abwesenheit meiner Eltern wahrgenommen, um die von ihnen bewohnten Räume einer gründlichen Renovation zu entziehen. Maler und Dekorateure herrschten in den ausgekramten Zimmern, und all die zahllosen Möbel, die sonst das Wohnzimmer und das Schlafgemach der Eltern füllten, waren auf die Fremdenzimmer gebracht. Dort standen sie in einem fast unentwirrbaren Chaos, fast bis unter die Decke aufgestapelt. Mir blieb nichts Anderes übrig, als auf meinem Schlafzimmer noch ein Bett für den Rittmeister aufzustellen zu lassen. Unsere sehr närrische Köchin machte das mit Wonne: die Aussicht auf einen ihr den Hof machenden Offiziersburschen hatte ihr ganzes Wesen verändert.

Das zweite Bett fand in meinem Zimmer noch wunderschön Platz und ich hätte meinen Gästen mit der größten Gemütsruhe entgegensehen können, wenn mich nicht der Gedanke gequält hätte, ob der Herr Rittmeister mit seinem Logis vorlieb nehmen würde.

Gegen vier Uhr nachmittags wurde ein großer Koffer ins Haus geschafft, die Pferde hielten ihren Einzug in den Stall, und einige Augenblicke später meldete mir ein Bursche den Herrn Rittmeister von Gehrden. Sofort begab ich mich in den Salon, um ihn zu begrüßen. Er war ein Mann von vornehmer, ritterlicher Erscheinung und einer bezaubernden Liebenswürdigkeit. Nachdem wir ein wenig geplaudert hatten, geleitete ich ihn auf sein Zimmer.

„Hier soll ich wohnen? das ist ja reizend!“ rief er aus, als ich die Tür geöffnet hatte und ihn bat einzutreten.

„Ich bitte darum!“ entgegnete ich. „Aber Sie müssen es ertragen, Herr Baron, daß ich Ihre Wohnung, wenigstens das Schlafgemach, mit Ihnen teile. Wir leiden augenblicklich an großem Raummangel, und es ließ sich nicht anders einrichten. Bitte, hier ist das Schlafzimmer!“

Ich hatte die Portiere auseinandergezogen, welche die zum Schlafzimmer führende Türöffnung verdeckte.

„Das ist ja entzückend!“ sagte er im Türrahmen stehen bleibend.

„Ja wie gesagt, Sie müssen entschuldigen — — —“

„Aber ich bitte Sie, mein Lieber,“ unterbrach er mich, „das ist mir im Gegenteil sehr angenehm, daß wir zusammen wohnen werden. „Ich plaudere z. B. so gern noch ein wenig, wenn ich mich niedergelegt habe.“

„Ganz mein Fall,“ entgegnete ich lachend.

„Na sehen Sie, da harmonieren wir ja ganz großartig miteinander.“

Wir traten lachend ins Wohnzimmer zurück. Er lud mich zum Sitzen ein, ich lehnte aber ab.

„Nein, Herr Rittmeister, ich bleibe nicht! Sie sollen sich erst ausruhen. Später wird es mir eine Ehre sein, Ihnen Gesellschaft leisten zu dürfen. — Ich gestatte mir, Ihnen durch einen Ihrer Burschen einen kleinen Imbiß zu senden.

„Sie sind zu gütig! Aber ich bin ein hungernder Krieger und nehme dankend an!“ Dabei verbeugte er sich lächelnd vor mir und ein schalkhafter Blick aus seinen schönen dunklen Augen traf mich.

„Es sollte mir eine Ehre sein, Herr Baron, wenn Sie in diesen Tagen ganz mein Gast sein wollten. Ich bin allein, wie sie wissen — — —“

„Hören Sie,“ sagte er mir ins Wort fallend, „überlegen Sie sich Ihre Einladung gehörig! Ich bin fähig, sie anzunehmen, und wenn — — —“

„Dann erlauben Sie mir, meine Bitte zu wiederholen!“

„Sie werden Ihre Liebenswürdigkeit zwar bereuen, aber damit Sie in Zukunft vorsichtiger werden, nehme ich an!“ sagte er, meine Hand ergreifend und sie herhaft schüttelnd.

„Ich danke Ihnen zu sage
füigung stehen,
Doch nun Adie

Ich hatte, I
schlossen, und
räume hinab, u
zu treffen. Da

Nach einer
zufragen, ob es

„Aber gerr
wir uns hoch z

Erst nach
uns famos un
langer Zeit und

In unserer
meister vorges
würden, noch
zu warten. Es
meister ihre A
von unserm H
Freude nahmen

Wir speist
der Assistenz c
Aus dem einf
sie, ein feierlich
keit hergestalt
wurde einig
Leutnants, die

Der Abend
drang ab und
einige Sterne,
es ab und zu

Die Lamp
rüstung zurück
bar lange auf
welche sich di
Scheine die da
sehen konnte,
ruhten, wie er
keit verfolgte,
gewaltig zusan
erfüllen, törich

h wunderschön Platz
tsruhe entgegensehen
te, ob der Herr Ritt-
meister von Gehrden.
grüßen. Er war ein
einer bezaubernden
dert hatten, geleitete

Koffer ins Haus ge-
l, und einige Augen-
meister von Gehrden.
grüßen. Er war ein
einer bezaubernden
dert hatten, geleitete

f er aus, als ich die

müssen es ertragen,
s Schläfgemach, mit
Raummangel, und es
s Schlafzimmer!“
che die zum Schlaf-

n stehen bleibend.
—“
r mich, „das ist mir
ohnen werden. „Ich
n mich niedergelegt

Bartig miteinander.“
Er lud mich zum

ollen sich erst aus-
sellschaft leisten zu
rer Burschen einen

nder Krieger und
Ind vor mir und ein
n traf mich.
enn Sie in diesen
ie wissen — — —“
legen Sie sich Ihre
nd wenn — — —“
olen!“
en, aber damit Sie
e er, meine Hand

„Ich danke Ihnen, Herr Rittmeister. — Ah, ich hätte bald vergessen, Ihnen zu sagen, daß Ihnen selbstverständlich unsere Salons zur Verfügung stehen, wenn Sie Besuch von Ihren Herren Kameraden erhalten. Doch nun Adieu und auf Wiedersehen nachher.“

Ich hatte, bevor er antworten konnte, die Zimmertür hinter mir geschlossen, und stieg, entzückt von meinem Gaste, in die Wirtschaftsräume hinab, um für die Bewirtung des Rittmeisters einige Anordnungen zu treffen. Dann setzte ich mich auf unsern Balkon, um zu lesen.

Nach einer Stunde kam Herr von Gehrden zu mir, um bei mir anzufragen, ob es mir Vergnügen mache, mit ihm ein wenig auszureiten.

„Aber gern!“, sagte ich, und wenige Augenblicke später befanden wir uns hoch zu Roß auf einsamen Feldwegen. —

Erst nach zwei Stunden kamen wir wieder nach Hause. Wir hatten uns famos unterhalten. Es war gerade, als ob wir uns schon seit langer Zeit und nicht erst seit ein paar Stunden kannten.

In unserer Abwesenheit hatten ein paar Leutnants bei ihrem Rittmeister vorgesprochen. Sie ließen ihm sagen, daß sie sich gestatten würden, noch einmal zu kommen. Wir brauchten nicht lange auf sie zu warten. Es waren vier fesche, schneidige Kerlchen, die dem Rittmeister ihre Aufwartung machen wollten. Sie waren ganz begeistert von unserm Hause und unserm ausgedehnten Garten. Mit sichtlicher Freude nahmen sie meine Einladung zum Abendessen an. —

Wir speisten in einer geräumigen Laube. Unsere Anna, die unter der Assistenz der beiden Burschen kochte, hatte sich selbst übertragen. Aus dem einfachen Abendessen, das ich bei ihr bestellt hatte, beliebte sie, ein feierliches Diner zu machen, das sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit hergestellt hatte. Den delikaten Schüsseln, den guten Weinen wurde eifrig zugesprochen, und wir waren riesig vergnügt, namentlich die Leutnants, die uns mit köstlichen Schnurren und Schwänken erfreuten.

Der Abend war wunderschön still und milde. Von der nahen Stadt drang ab und zu ein Geräusch zu uns herüber, vom Himmel schimmerten einige Sterne, nur im Westen standen dicke schwarze Wolken, in denen es ab und zu wetterleuchtete.

Die Lampe, welche Anna uns schicken wollte, hatten wir mit Entrüstung zurückgewiesen. Dafür bestrafe sie uns, indem sie uns furchtbar lange auf den Kaffee warten ließ. Das rote Feuer der Zigarren, welche sich die Offiziere angesteckt hatten, erleuchteten mit schwachem Scheine die dämmerige Laube, die gerade noch hell genug war, daß ich sehen konnte, wie die Augen des Rittmeisters fast fortwährend auf mir ruhten, wie er jede meiner Bewegungen mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte. Diese Wahrnehmung verwirrte mich, und ich mußte mich gewaltig zusammennehmen, um nicht, anstatt meine Pflicht als Wirt zu erfüllen, törichten Gedanken nachzugehen.

Nach einiger Zeit bot uns der bedienende Bursche wieder eine Lampe an, und man gestattete ihm, sie auf den Tisch niederzusetzen. Ein Leutnant wollte nämlich Nachtschmetterlinge fangen. Der Rittmeister, der seit einer halben Stunde sehr schweigsam geworden war, wurde durch den hellen Schein des Lichtes aus seinen Träumereien aufgeweckt. Er ergriff sein Glas, erhob es und sagte nach einer kleinen Pause, in welcher auch wir die Gläser zur Hand genommen hatten und ihn gespannt ansahen:

„Stoßen Sie mit mir an, meine Herren, auf die Verwirklichung eines schönen Gedankens, der mich soeben beschäftigte!“ —

Meine Hand zitterte, als mein Glas das Seine berührte, und meine Stimme klang rauh, als ich ihm seinen Wunsch zurückgab:

„Möge er sich verwirklichen!“

In diesem Augenblicke flatterte eine unscheinbare Motte an die Lampe, und der kleine Leutnant, der seine Sammlung mit Nachtschmetterlingen bereichern wollte, rief aus:

„O ein Totenkopf, ein prachtvoller Totenkopf!“

Wir lachten alle riesig über diesen Witz und schnell war die alte fröhliche Stimmung wieder hergestellt. Es vergingen noch einige Stunden bei angenehmster Unterhaltung. Couplets wurden gesungen, ein Ge- spensterzug arrangiert, bei dem wir Anna, die Köchin, in Gesellschaft der beiden Burschen im letzten Winkelchen des Gartens fanden, um den beiden Soldaten, wie sie uns erzählte, die prachtvollen Kürbisse zu zeigen.

Endlich, nach Mitternacht, rüsteten sich unsere Gäste zum Aufbruch. Aber es dauerte doch noch eine halbe Stunde, bis sie sich unter herzlichen Dankesworten verabschiedet hatten. Der Rittmeister und ich geleiteten die Herren bis an die Gartenpforte. Als sie gegangen waren, schob er seinen Arm in den Meinen, um mich ins Haus zu führen.

„Sollen wir uns noch eine halbe Stunde auf den Balkon setzen?“ fragte ich ihn, „Es ist ganz interessant, das Wetterleuchten zu beobachten!“

„Gewiß, gern!“ antwortete er.

Wir ließen uns eine Flasche Wein herbringen, schickten die Burschen ins Bett und machten es uns auf dem weinumrankten Balkon recht bequem. Aber allen Bemühungen zum Trotz wollte das Gespräch nicht recht in Fluß kommen. Unsere Unterhaltung bestand fast nur aus leisen Ausrufen der Bewunderung, wenn ein besonders schöner Blitz die Nacht für einige Sekunden erhellt.

Im Nachbargarten standen einige Soldaten vor einem erleuchteten Fenster, um mit den Mägden des Hauses zu schäkern. Sonst war nichts Lebendes mehr zu sehen.

„Bemerken Sie dort die mutigen Krieger?“ fragte ich den Rittmeister, der einen Arm auf die Lehne meines Stuhles gelegt hatte und träumerisch in die Nacht hinausstarnte.

„Ja, ja! A
gesprochen, un
wir nicht schlaf

„Wie Sie“

Stumm sch
zimmern und d
in den beiden
diesem Augen-

„Wie seits
noch stärker w

„Ich glaub
stehenden Sess
es zu sehen, fü

„Ich will I
Augenblicke sp

„Wir legen

„Ich denke
Darf ich Ihnen

„Aber natü
die Güte, die I

Er schrieb

hafter Eile zu
mich schon bel

„Schon fer

Meine Anr

„Wie laus

Dann fin

Uniform auf

Ich hatte

Eleganz seiner
sich der weich

Pötzlich st

Zimmers. Ein
antiken Statue
atmete. Überv
blick die Auge
Blicke noch ei
lassen, da hat
Formen verhüll
auszulöschen,
lich die Umriss

Sobald das

„So, jetzt

Bursche wieder eine Tisch niederzusetzen. e fangen. Der Rittigsam geworden war, inen Träumereien aufste nach einer kleinen genommen hatten und

Verwirklichung eines
" — berührte, und meine rückgab:

nbare Motte an die mmung mit Nacht-

schnell war die alte noch einige Stunden gesungen, ein Ge- ., in Gesellschaft tens fanden, um den Kürbisse zu zeigen. Gäste zum Aufbruch. sie sich unter herz- tmeister und ich ge- sie gegangen waren, Haus zu führen. en Balkon setzen?" iten zu beobachten!"

ickten die Burschen en Balkon recht be- das Gespräch nicht stand fast nur aus iders schöner Blitz

einem erleuchteten . Sonst war nichts

agte ich den Ritt- s gelegt hatte und

"Ja, ja! Alles liebt auf dieser Welt!" Er hatte leise und gepreßt gesprochen, und aufstehend fügte er nach kurzer Weile hinzu: "Wollen wir nicht schlafen gehen?"

"Wie Sie wünschen, Herr Baron!"

Stumm schritten wir dann die Treppe hinauf, die zu den Fremdenzimmern und den von mir bewohnten Räumen führten. Es war schwül in den beiden Zimmern, und ich öffnete sofort die Fenster. Gerade in diesem Augenblicke erklang ganz ferner Donner.

"Wie seltsam jetzt, Anfang September, ein Gewitter! Ob es wohl noch stärker werden wird?"

"Ich glaube nicht," antwortete der Rittmeister, sich in einen am Fenster stehenden Sessel niederlassend. Ich stand unmittelbar vor ihm, und ohne es zu sehen, fühlte ich, daß seine Blicke wieder auf mich gerichtet waren.

"Ich will Licht machen", stammelte ich zurücktretend, und wenige Augenblicke später waren beide Zimmer hell erleuchtet.

"Wir legen uns wohl gleich nieder?" fragte ich dann.

"Ich denke. — Das heißt, ich möchte noch eine Karte schreiben. Darf ich Ihren Schreibtisch benutzen?"

"Aber natürlich! — Ich werde mich schon auskleiden. Haben Sie die Güte, die Lampe auszulöschen, wenn Sie fertig sind?"

Er schrieb schon, als ich ins Schlafzimmer ging, um mich in fiebiger Eile zu entkleiden. Als er nach wenigen Minuten kam, hatte ich mich schon behaglich in den weichen Kissen meines Bettes ausgestreckt.

"Schon fertig?" fragte ich ihn.

Meine Anrede überhörend sagte er, sich umschauend:

"Wie lauschig ist das hier bei Licht!"

Dann fing er an sich auszukleiden. Er warf die einzelnen Teile der Uniform auf einen Stuhl und pfiff dabei leise vor sich hin.

Ich hatte die Arme hinterm Kopf verschränkt und bewunderte die Eleganz seiner Bewegungen, beobachtete das Spiel der Muskeln, denen sich der weiche Stoff der eng anliegenden Uniform innig anschmiegte.

Pötzlich stand er hüllenlos, in stolzer Nacktheit in der Mitte des Zimmers. Ein lebendes Kunstwerk dieser herrliche Leib, welcher einer antiken Statue gleichend in jedem seiner Teile Kraft und Gesundheit atmete. Überwältigt von dieser Schönheit schloß ich für einen Augenblick die Augen, und als ich sie wieder öffnete, um meine entzückten Blicke noch einmal über die schönen Glieder dieses Mannes gleiten zu lassen, da hatte schon ein faltenreiches Nachtgewand die Pracht seiner Formen verhüllt. Dann suchte er sein Lager auf. Ich zögerte, das Licht auszulöschen, denn die weiße Decke, die er über sich breitete, ließ deutlich die Umrisse seines herrlichen Körpers erkennen.

Sobald das Licht verloschen war, sagte er, sich zu mir wendend:

"So, jetzt wollen wir noch ein wenig plaudern!"

„Gern!“

Auch ich wandte mich ihm zu, und so dicht waren wir aneinander gerückt, daß der Eine den heißen Atem des Andern verspürte.

Unsere Unterhaltung blieb einförmig und schleppend. Die Nacht hatte ihre köstliche Frische verloren, ein warmer Wind wehte durch die Lande, und schwüle Luft wogte durch die geöffneten Fenster in unser Zimmer, sodaß wir die leichten Decken zurückschoben, weil sie uns bald lästig wurden.

Die Gewitterwolken hatten den ganzen Himmel bezogen. Kein Stern war mehr sichtbar. Der ferne Donner war immer lauter geworden und endlich in ein fortgesetztes Grollen und Murren übergegangen. Rötliche Blitze, die nur in den Wolken aufflammten und die Erde nicht erreichten, erhellt das Zimmer fast ununterbrochen. — — —

Und immer schwüler und glühender wurde die Luft. — — —

Es war, als ob alle Laute des Nachtlebens vor dem heraufziehenden Gewitter verstummt. Eine unheimliche Stille lastete auf den Fluren, ein ängstliches Schweigen. Nur die Blätter regten sich ganz leise im Winde. — — —

Ich richtete mich ein wenig auf, um einmal aus dem Fenster zu spähen. Als ich mich wieder in die Kissen fallen ließ, hatte der Rittmeister einen Arm quer über mein Bett gelegt. Er machte keine Anstalt ihn wegzu ziehen. — — — —

Wir sprachen nicht mehr. Schweigend ging jeder seinen Gedanken nach. — — — —

Da, nach einer langen, endlosen Viertelstunde wurde das Rauschen in den Bäumen lauter. Der stärker werdende Wind blähte die Vorhänge unserer Fenster, und plötzlich fuhr ein leuchtender Blitz zur Erde, dem krachender Donner folgte. Zugleich schlügen die ersten schweren Regentropfen klatschend auf die Blätter der Lindenbäume, und ein kühler Hauch wehte ins Zimmer und umkoste uns die Stirne.

„Endlich! Das ist die Erlösung!“ rief ich aus.

„Ja, die Erlösung!“ wiederholte eine Stimme. Dicht neben mir und doch weltenweit.

Und dann fühlte ich mich umschlungen von kräftigen Armen, und zwei blühende Lippen preßten sich auf meinen Mund.

„Komm zu mir!“ —

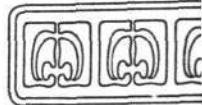
Unsere Lippen vereinten sich zu endlosen, seligen Küs sen. Wie eine kostbare Beute preßte er mich an sich mit seinen starken Gliedern.

Rauschender Regen und krachender Donner sangen uns jubelnd das Evoë!

Sprühende Blitze leuchteten jäh wie Fackeln über unser Bett. —

Wir waren glücklich! — —

HANNS FUCHS.



Bl

EPOS

Carl Wilhelm C
medes. Verlag I
Leipzig, 1902.

„Weshalb soll ich

Da ich doch alle Mer

Ein Werk von wu
ist uns geschenkt: H
überspannt seine Wel
heit umgibt die Beweg
Wir sehen Zeus läch
lichen Spielen des Lieb
des Wachsenden zur
den vom Übermaße d
zücken in seine C
wir sehen unter ahn
Ganymedes Geburt s
er sich leiblich und
spielend und sinnend,
in ihm laut wird, die
zu fesseln vermag, wie
Heimat in der Gesellsch
Freundes seine Seele d
zuletzt nach dem Tod
Abschied des Freund
aufdrängend ihre Erfüll
medes ist wieder aufe
geistigt gegen die Vo
so ist er uns näher.
ist nichts weniger a
mythologische Figur:
Tage hat ihn der Di
er weiß wohl, was se
deutet:

dicht waren wir aneinander
Andern verspürte.
nd schleppend. Die Nacht
rmer Wind wehte durch die
geöffneten Fenster in unser
ckschoben, weil sie uns bald

Himmel bezogen. Kein Stern
immer lauter geworden und
ren übergegangen. Rötliche
nd die Erde nicht erreichten,

nde die Luft. — — —
ns vor dem heraufziehenden
ille lastete auf den Fluren,
regten sich ganz leise im

inmal aus dem Fenster zu
fallen ließ, hatte der Ritt-
Er machte keine Anstalt

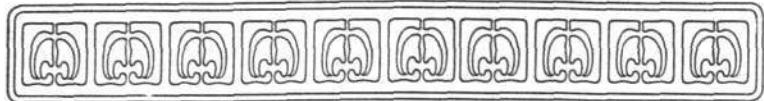
ging jeder seinen Gedanken
tunde wurde das Rauschen
Wind blähte die Vorhänge
tender Blitz zur Erde, dem
die ersten schweren Regen-
räume, und ein kühler Hauch
ne.
h aus.

ame. Dicht neben mir und

von kräftigen Armen, und
en Mund.

seligen Küssen. Wie eine
n starken Gliedern.
nner sangen uns jubelnd
eln über unser Bett. —

HANNS FUCHS.



BÜCHER UND MENSCHEN.

EPOS

Carl Wilhelm Geissler: *Ganymedes*. Verlag Kreisende Ringe, Leipzig, 1902.

„Weshalb soll ich nicht diesen Knaben
lieben,
Da ich doch alle Menschen lieben muß?“

Ein Werk von wunderbarer Schönheit
ist uns geschenkt: Heilenischer Himmel
überspannt seine Welt; olympische Klar-
heit umgibt die Bewegung seiner Gestalten.
Wir sehen Zeus lächeln über den kind-
lichen Spielen des Lieblings, ihn als Freund
des Wachsenden zur Erde niedersteigen,
den vom Übermaße der Sehnsucht Ver-
zückten in seine Götterarme schließen; wir
sehen unter ahnungsvollen Wundern
Ganymedes Geburt sich vollziehen, wie
er sich leiblich und geistig entwickelt,
spielend und sinnend, wie die Sehnsucht
in ihm laut wird, die ein Mädchen nicht
zu fesseln vermag, wie Träume der ewigen
Heimat in der Gesellschaft des unerkannten
Freundes seine Seele durchziehen, und wie
zuletzt nach dem Tod der Mutter und dem
Abschied des Freundes seine Sehnsucht
aufdrängend ihre Erfüllung findet. Ganymedes
ist wieder auferstanden, aber ver-
geistigt gegen die Vorstellung der Alten:
so ist er uns näher. Dieser Ganymedes
ist nichts weniger als eine uns fremde
mythologische Figur: im Leben unserer
Tage hat ihn der Dichter erschaut, und
er weiß wohl, was seine Gestalt ihm be-
deutet:

„Es ragt sein Bild trotz fabelhaften Zügen
Lebendig in die Gegenwart hinein —
Ein Zeichen ist es, um darin zu siegen,
Und wie der Gläubige zu seinem Heil-
genschrein
Mit wunderzuversichtlichen Gebeten,
Wird mancher gute Mensch zu unsrem
Liede treten.

Es ist ein Buch voll Sonne und Sehn-
sucht; nichts Peinliches, Zwiespältiges
gibt es darin: die göttlichste Heiterkeit
und die selige Zuversicht eines kindlichen
Glaubens; kein Groll, kein Haß, keine ver-
zehrende Leidenschaftlichkeit: ein Lächeln
auch über Bitterkeiten, ein Friede auch
mit Feinden, eine Liebe, die den ganzen
Kreis des Menschlichen umspannt, die
Ahnung künftigen unsagbaren Glückes.
Das ganze Leben ist in diesem Buche
durchdrungen, das reinste und schönste
Bild eines Wesens hingestellt; die glocken-
helle Lauterkeit seiner Gesinnung durch-
dringt den GenieBenden mit dem Bewußt-
sein reinsten Glückes, befreit ihn von allem
Lästigen, Drängenden, hebt ihn zu den
Höhen, dahin die Sehnsucht alles Irdischen
geht.

Es ist ein Werk, das in unserer mo-
dernen Literatur nicht seinesgleichen hat,
es steht außerhalb des Entwickelungs-
zusammenhangs unserer letzten Jahr-
zehnte: Es ist Renaissance, und zeigt nicht
einen Hauch von Naturalismus oder
Symbolismus. Und es ist ein Werk, das
bleiben wird, mag sich das große Publikum
von heute, dessen Geschmack ja Gott sei
Dank nicht letzte Instanz ist, dazu stellen,
wie es mag! FRIDO LINDEMANN.

HOMOEROTIK

Hans Rau: Liebesfreiheit.
Orania-Verlag, Oranienburg, 1903.

Die Homosexuelle Litteratur flutet in immer stärkern Wellen heran. Man kann nicht mehr dagegen ankommen; so mächtig ist der Andrang. Vor 50 Jahren war es kaum ein erstes Kräuseln der Oberfläche. Aber jetzt donnert das Meer wild und empört gegen die Dämme, und hoffentlich dauert es nicht mehr lange, bis dieselben zerreißen. Und kein wahnsinnstrotziger despotischer Xerxes wird die tosenden Meeresswogen zu fesseln vermögen. —

Die Schrift aber, über welche ich heute Bericht erstatten soll, entbehrt ganz und gar des persönlichen Charakters und bietet auch im Übrigen nichts Neues oder Beachtenswertes. Selbst wo sie sich mit verfehlten und unlitterarischen Anschauungen auseinandersetzt, ist sie wenig interessant und garnicht gründlich. Zu dem klingt ein sonderbarer Unterton aus dem ersten Aufsatz mit. Etwas Unredliches, Schielendes. Wie in den Büchern einiger Opiumesser, die voll Abscheu von dem „Laster“ sprechen. Aber, wenn sie von den Sensationen, die ihnen der Genuss des Giftes bereitet, erzählen, können sie nicht verleugnen, wie sehr sie in seinem Banne stecken, und wie wenig ernst ihr Abscheu gemeint ist. Es klingt ein Ton durch, als ob Rau sagen wollte: „ich sage ja nicht, daß die Homosexuellen wertvollere Individuen sind, wie die übrigen guten Europäer; aber ich muß anerkennen, daß sie nun einmal wertvoller sind.“

Etwas Besonderes scheint Herr Rau aus seinen Kompilationen über Byron machen zu wollen. Das Beigebrachte ist allbekannt, und der Verfasser ist zudem nicht kompetent genug, etwas Bedeutendes zu Byrons Homosexualität zu sagen. Zudem verfällt Rau gerade hier in den Fehler vieler Litteraten, die es mit den Gegenbeweisen zu einer Sache, die sie vertreten, leicht nehmen, während sie jeden Scheinbeweis, den sie für sich verwerten können, ungehörig aufbauschen.

Gewiß, Byron hat wie auch William Shakespeare einer Freundesliebe gehuldigt, die weit über das gewöhnliche Maß hinausgeht. War er deshalb homosexuell im klinischen Sinne? Ich möchte das verneinen, dazu bedarf es für mich anderer Beweise. Freundesliebe, und wenn ihr auch offenkundig sinnliche Bestandteile beigemischt sind, ist weder pathologisch noch mit wirklicher Männlichkeit unvereinbar, während Homosexualität, wie wir sie kennen, eine völlige Umwandlung des Empfindungsebens bedeutet. Man sollte hier eine Begriffsscheidung herbeiführen und zwei disparate Erscheinungen nicht zusammenwerfen.

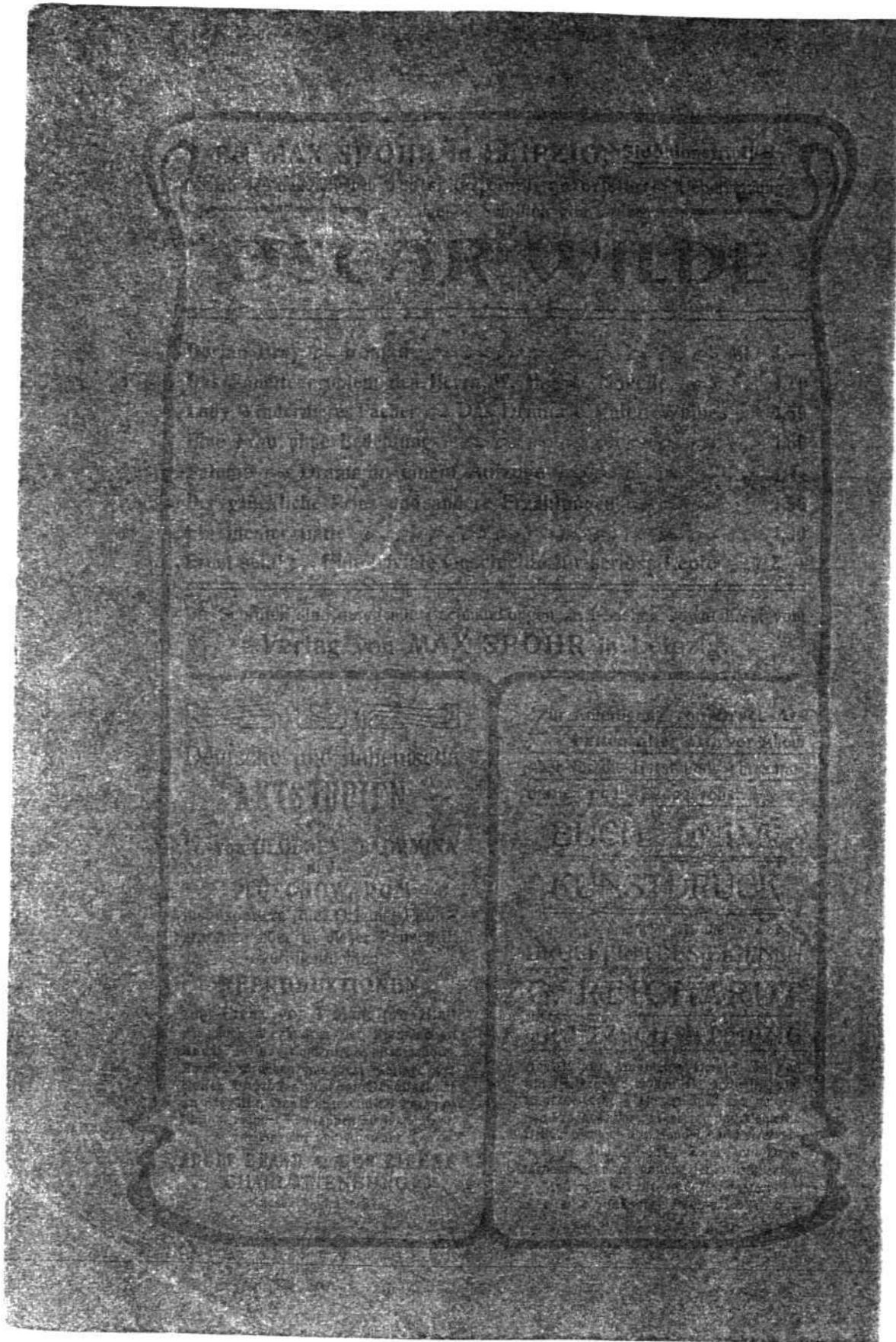
Shakespeare schildert in „Was ihr wollt“ echte Freundesliebe zwischen Violas Bruder Sebastian und dem Schiffshauptmann Antonio ganz natürlich und absichtslos. Aber wer wird da an eine Perversion denken, wie man sie aus der Psychopathia sexualis und aus dem Leben so gut kennt? Anders steht die Sache in „Troilus und Cressida“. Thersiles, der hier die Rolle des Chorus, oder auch des Clown, vertritt, nennt Patroklos Achills Mannbuben und spricht von widerwärtigen Entstellern der Natur. Und Shakespeare hat die Beiden also Beschimpften als launische, verweichlichte Effeminierte, getreu nach dem Leben abgezeichnet.

Ich habe oft solch sinnliche Freundschaften unter völlig normalen Jünglingen beobachtet, daß ich neidbläß hätte werden mögen, wenn ich mich nicht gleichzeitig über das reine Glück gefreut hätte. Aber der Deutsche hat ja im Allgemeinen weder Empfindung für Grazie noch für caprice-passion, selbst bei Frauen nicht, und es ist zu bedauern, daß solche Liaisons in heutiger Zeit so wenig kultiviert werden und keine Früchte tragen, und daß sie infolge der Übermacht des uniformierenden, nivellierenden und großenwahnsinnig gewordenen Moralismus, der überall sich breit macht, zu Grunde gehen.

Hans Rau hätte übrigens die angezogenen Stellen aus Byrons Werken in besserer Übertragung geben können.

PAUL VOIS.

Verantwortlich für die Redaktion: Adolf Brand, Charlottenburg, Knesebeckstr. 27,
für den Verlag: Max Spohr, Leipzig; für den Druck: G. Reichardt, Groitzsch i. S.



Febr. 03, hinteraus
von Paul Snijders

Bei MAX SPOHR in LEIPZIG, Sidonienstr. 19 B
wurden neuverlegt in deutscher einziger autorisierter Uebersetzung
folgende Schriften von

OSCAR WILDE

| | |
|--|---------|
| Dorian Gray ~ Roman | Mk. 3,— |
| Das Sonettenproblem des Herrn W. H. ~ Novelle | „ 1,20 |
| Lady Windermeres Fächer ~ Das Drama e. guten Weibes | „ 1,50 |
| Eine Frau ohne Bedeutung | „ 1,80 |
| Salome ~ Drama in einem Aufzuge | „ 1,— |
| Der glückliche Prinz und andere Erzählungen | „ 1,50 |
| Ein idealer Gatte | „ 1,80 |
| Ernst sein! ~ Eine triviale Geschichte für seriöse Leute | „ 2,— |

Die Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie direkt vom
Verlag von MAX SPOHR in Leipzig.

Deutsche und italienische AKTSTUDIEN

von
W. von GLOEDEN, TAORMINA
und
PLÜSCHOW, ROM

insbesondere die Original-Photographien aller in dieser Zeitschrift
veröffentlichten

REPRODUKTIONEN

zum Preise von 1 Mark pro Blatt
wie auch alle Blätter der Klassischen
Kunst in unveränderlichen Bromsilber-
Rotationsdrucken aus dem Verlage der
Neuen Photographischen Gesellschaft
zu Steglitz, zum Preise von 50 Pf. pro
Blatt versendet in Mappen zu je 25 Expl.
zur Ansicht und Auswahl!

**ADOLF BRAND & DER EIGENE
CHARLOTTENBURG**
Kneasebackstraße 27.

Zur Anfertigung von Druck-Ar-
beiten aller Art, vor Allem
aber für die Herstellung eines mo-
dernen und wirkungsvollen 

BUCH- UND KUNSTDRAUCK

• • • empfiehlt sich die • • •
DRUCKEREI DES EIGENEN

G. REICHARDT
GROITZSCH BEI LEIPZIG

Anstalt zur kompletten Herstellung von
Illustrirten Catalogen für Industrie und
Kunstgewerbe. • Übernahme von moder-
nen Prachtwerken, grösseren und kleineren
Drucksanträgen für Handel und Privatver-
kehr. • Illustrationen, Zwei- und Drei-
farbendrucke in vollendetster Ausführung.
• Modernes Schrift- und Zier-Material. •
• • • Mäßige Preise. • • •

